L a (b) 180 - 1,2/3

L gem 317

Werke
[Abt. 1:] Zur Philosophie
u. Geschichte.
Th. 2. 3.

(Präludien ...
Abth. 1. 2.)

Johann Gottfried von Herder's
sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Bibliothek
der Phil.-theol.
H. Schule
Passau

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

K.

Präludien
zur
Philosophie
der
Geschichte der Menschheit.

Von
Johann Gottfried von Herder.

Herausgegeben
von
Johann von Müller.

Erste Abtheilung.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

116470291

Staatl. Bibliothek Passau

Vorrede des Herausgebers.

Wie im ersten Theil der große Sinn der Urwelt sich in stummen Denkmalen aussprach, so zeigt artikulirte Rede hier das Auszeichnende der Menschennatur. Wie deutlich Herder's Ansicht, wie reichhaltig und belebend seine Behandlung auch trockener Untersuchungen war, zeigt sich vornämlich in diesen Schriften.

Die letzten zwei in diesem Bande*) sind Propyläen des größern Werks über die Geschichte der Menschheit, worin er dieser ihre Stelle im Universum gezeigt, Winke über ihre Bestimmung gegeben, und eine bis in das Mittelalter herunter laufende, lehrreiche Tafel ihrer Schicksale vorgehalten hat.

---

*) In der gegenwärtigen Ausgabe bilden die hier bemerkten zwei Abhandlungen die zweite Abtheilung der Präludien, oder den Inhalt des dritten Theiles z. Philos. u. Gesch.

Allgemeine Vorstellungen gewähren oft ein prachtvolles Schauspiel, das die Sinne erschüttert und das Herz leer läßt; man wird von der Mannichfaltigkeit und Größe der Gegenstände überwältiget: die wahre Weisheit ist die, welche dir zu Hause kömmt, Wohnung in deinem Innern macht, Lehre dir gibt und Kraft im Leben. Das ist der Vorzug der Geschichte vor Theorien. Die der Menschheit, von Herder's Meisterhand, liefert die Zeichen des Eigenthümlichen jeder Zeit und Nation, wodurch der Sinn der Partikularhistorien geöffnet und über diese ein Geist ausgegossen wird.

Wir betrachten die letzte hier gelieferte Schrift wie eine Skizze des ganzen unvollendeten Gemähldes, welche nicht nur der Uebersicht, sondern selbst des Trostes und der Ermahnung wegen voran zu senden war. Was ist ermüdender, niederschlagender, als das Schauspiel der Menschenwelt, ohne einen erhabenen, das Ganze fassenden Blick!

Zwischen zwei undurchdringlichen Finsternissen ein halb verlornes, arbeitvolles oder ödes, schnell vorbeifliegendes Leben, wenig lohnend, selten befriedigend, oft von trügerischer, kalter, harter Tyrannei hohngeneckt, nicht abgebrochen, und wenn es recht wohlthätig vielwirkend war, ohne andere Aussicht, als auf irgend eine nahe revolutionäre Zerstö-

rung des edelsten Wirkens — das ist der mühseligen Sterblichen Loos. „Verschwelge, wenn du kannst, „verträume den Augenblick; wenn er unbehaglich „wird, so sind hundert Wege, zu endigen." Von solcher Trauer, solcher Verzweiflung, rettet, wie wenig anderes, die Philosophie der Geschichte der Menschheit, welche, indem sie durch Merkmale von Zusammenhang, von Plan, Hoffnungen entzündet, besonders wichtig und vorleuchtend wird, durch ihr Resultat: Jedes Land, Volk, Staatensystem hat seine Zeit von Glanz und Glück; jeder Flor, jede Macht und Ordnung der Dinge ihre unabwendbare, letzte Stunde; alsdann, alsdann schlägt diese, wenn ein von hohem Vaterlandsgefühl durch Eigennutz zur Selbstvergessenheit versunkenes, sich selbst überlebendes Volk die Fackel eigenen Lichts in der trägen, entnervten Hand nicht mehr empor zu halten vermag. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Berlin, am 28sten Sept. 1805.

Johann von Müller.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorrede des Herausgebers.	
I. Preisschrift über den Ursprung der Sprache.	1
II. Zugaben:	
1. Vorrede zu Lord Monboddo's Werk über diesen Gegenstand	161
2. Vom Sprechen und Hören	174

I.

Ueber den
Ursprung der Sprache.

Vocabula sunt notae rerum.
Cicero.

Von der
Akademie der Wissenschaften zu Berlin
im Jahr 1770
gekrönte Preisschrift.

Nach der zweiten berichtigten, zu Berlin 1789 erschienenen Auflage.

Voranmerkung

zur

zweiten berichtigten Auflage.

Die Berichtigung, die auf dem Titelblatt dieser Auflage bemerkt worden, konnte nach der Veranlassung und nach andern Umständen dieser Schriften mehr ihre Schreibart und Interpunktion, als den Inhalt selbst betreffen, den sie abhandeln. Als Preisschriften, die auf Befehl einer Königlichen Akademie herausgegeben worden, mußten sie in jedem Wesentlichen völlig unverändert bleiben; und es hätte dem Verfasser, der in Absicht ihrer ebensowohl nur Leser ist, wie jeder andre Leser, höchstens freigestanden, in besondern Anmerkungen kund zu thun, wo er seitdem hie und da seine Meinung geändert habe. Da aber dieses oft zu weit geführt hätte, und dem Leser, der in solchem Fall immer eine doppelte Schrift lesen muß, eher beschwerlich,

als angenehm gewesen wäre: so ward eine Berichtigung, oder eine neue Bestätigung und Erweiterung des Inhalts etwa einer andern Gelegenheit aufgesparet; und der Verfasser begnügte sich nur, die Schreibart ebner und deutlicher, hie und da auch richtiger und sanfter zu machen, sofern auch dieß geschehen konnte, ohne der Schrift selbst etwas von dem Gepräge zu nehmen, in welchem sie einmal geformt war. Auch dieß indeß hat Mühe gekostet; und jeder Kenner der Sache sowohl, als der Schreibart, wird den Werth dieser Mühe desto nachsichtiger schätzen, je richtiger er ihn einsieht.

Weimar, den 28. Jul. 1788.

Herder.

Erster Theil.

Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?

Erster Abschnitt.

Schon als Thier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen, und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, so wie alle starken Leidenschaften seiner Seele, äußern sich unmittelbar durch Geschrei, durch Töne, durch wilde, unartikulirte Laute. Ein leidendes Thier sowohl, als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen, und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeschöpfes. — Es ist, als ob's freier athme, indem es dem brennenden, geängstigten Hauche Luft gibt; es ist, als ob's einen Theil seines Schmerzens verseufze, und aus dem leeren Luftraume wenigstens neue Kräfte zum Verschmerzen in sich ziehe indem es die tauben Winde mit Aechzen füllet. So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen! Selbst die

feinsten Saiten des thierischen Gefühls (ich muß mich dieses Gleichnisses bedienen, weil ich für die Mechanik fühlender Körper kein besseres weiß) — selbst die Saiten, deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkür und langsamem Bedacht herrühren, ja deren Natur noch von aller forschenden Vernunft nicht hat erforscht werden können, selbst die sind in ihrem ganzen Spiele, auch ohne das Bewußtseyn fremder Sympathie, zu einer Aeußerung auf andre Geschöpfe gerichtet. Die geschlagne Saite thut ihre Naturpflicht: sie klingt; sie ruft einer gleichfühlenden Echo, selbst wenn keine da ist, selbst wenn sie nicht hoffet und wartet, daß ihr eine antworte.

Sollte die Physiologie je so weit kommen, daß sie die Seelenlehre demonstrirte (woran ich aber sehr zweifle): so würde sie dieser Erscheinung manchen Lichtstrahl aus der Zergliederung des Nervenbaues zuführen; sie würde solche aber auch vielleicht in einzelne, zu kleine und stumpfe Theile vertheilen. Lasset sie uns itzt im Ganzen, als ein helles Naturgesetz annehmen: „Hier ist ein empfindsames Wesen, das keine seiner lebhaften Empfindungen in sich einschließen kann; das im ersten überraschenden Augenblick, selbst ohne Willkür und Absicht, jede durch Laute äußern muß.“ „Das war gleichsam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: „empfinde nicht für dich allein; sondern dein Gefühl töne!“ Und da dieser letzte schaffende

Druck auf alle von Einer Gattung Einartig war; so ward dieß Gesetz Segen: „deine Empfindung „töne deinem Geschlecht Einartig und „werde also von Allen, wie von Einem, „mitfühlend vernommen!“ Nun rühre man es nicht an, dieß schwache, empfindsame Wesen! So allein und einzeln und jedem feindlichen Sturme des Weltalls es ausgesetzt scheinet, so ists nicht allein: es steht mit der ganzen Natur im Bunde. Es ist zart besaitet; aber die Natur hat in diese Saiten Töne verborgen, die, gereizt und ermuntert, wieder andre gleich zartgebaute Geschöpfe wecken, und, wie durch eine unsichtbare Kette, einem entfernten Herzen Funken mittheilen können, für dieß ungesehene Geschöpf zu fühlen. — Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache. Es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist.

Daß der Mensch sie ursprüglich mit den Thieren gemein habe, bezeugen jetzt freilich mehr gewisse Reste, als volle Ausbrüche; allein auch diese Reste sind unwidersprechlich. — Unsre künstliche Sprache mag die Sprache der Natur so verdränget, unsre bürgerliche Lebensart und gesellschaftliche Artigkeit mag die Fluth und das Meer der Leidenschaften so gedämmet, ausgetrocknet und abgeleitet haben, als man will: der heftigste Augenblick der Empfindung, wo und wie selten er sich auch finde, nimmt noch immer sein Recht wieder, und tönt in seiner mütterlichen Sprache unmittelbar durch Accente. Der auffahrende Sturm einer Leidenschaft, der plötzliche Ueberfall von Freude

oder Frohheit; Schmerz und Jammer, wenn sie tiefe Furchen in die Seele graben; ein übermannendes Gefühl von Rache, Verzweiflung, Wuth, Schrecken, Grausen u. s. w. alle kündigen sich an, und jede Ankündigung ist nach ihrer Art verschieden. So viel Gattungen von Fühlbarkeit in unsrer Natur schlummern, so viel auch Tonarten — — Ich merke also an, daß je weniger die menschliche Natur mit einer Thierart verwandt; je ungleichartiger sie mit ihr am Nervenbaue ist: desto weniger ist ihre Natursprache uns verständlich. Wir verstehen als Erdenthiere das Erdenthier besser als das Wassergeschöpf; und auf der Erde das Heerdethier besser als das Waldgeschöpf; und unter den Heerdethieren die am meisten, die uns am nächsten kommen. Nur daß freilich auch bei Diesem Umgang und Gewohnheit das Beste thun müssen. Es ist natürlich, daß der Araber, der mit seinem Roß gleichsam nur Ein Stück ausmacht, es mehr verstehe, als der, der zum erstenmal ein Pferd beschreitet; er spricht mit ihm fast so gut, als Hektor in der Iliade mit den Seinigen sprechen konnte. Der Araber in der Wüste, der nichts Lebendiges um sich hat, als sein Kameel, und etwa den Flug umirrender Vögel, kann leichter jenes Natur verstehen und das Geschrei dieser zu verstehen glauben, als wir in unsern Behausungen. Der Sohn des Waldes, der Jäger, versteht die Stimme des Hirsches, und der Lappländer seines Rennthieres. — Doch alles das folgt, oder ist Ausnahme. Eigentlich ist diese Sprache der Natur eine Völkersprache für

jede Gattung unter sich, und so hat auch der Mensch die seinige. — —

Nun sind freilich diese Töne sehr einfach; und wenn sie artikulirt, und als Interjektionen aufs Papier hinbuchstabirt werden: so haben die entgegengesetztesten Empfindungen fast Einen Ausdruck. Das matte Ach! ist sowohl Laut der zerschmelzenden Liebe, als der sinkenden Verzweiflung; das feurige O! ist sowohl Ausbruch der plötzlichen Freude, als der auffahrenden Wuth, der steigenden Bewunderung, als des zuwallenden Bejammerns. Allein sind denn diese Laute da, um als Interjektionen aufs Papier gemahlt zu werden? Die Thräne, die in diesem trüben, erloschnen, nach Trost schmachtenden Auge schwimmt — wie rührend ist sie im ganzen Gemählde des Antlitzes der Wehmuth! Nehmet sie allein, und sie ist ein kalter Wassertropfe; bringet sie unter das Mikroscop, und — ich will nicht wissen, was sie da seyn mag. Dieser ermattende Hauch, der halbe Seufzer, der auf der vom Schmerz verzognen Lippe so rührend stirbt — sondert ihn ab von allen seinen lebendigen Gehülfen, und er ist ein leerer Luftstoß. Kann's mit den Tönen der Empfindung anders seyn? In ihrem lebendigen Zusammenhange, im ganzen Bilde der wirkenden Natur, begleitet von so vielen andern Erscheinungen, sind sie rührend und gnugsam; aber von allen getrennet, herausgerissen, ihres Lebens beraubet, freilich nichts als Ziffern. Die Stimme der Natur wird damit ein gemahlter, willkürlicher Buchstabe. — — Wenig sind dieser Sprachtöne freilich; allein die empfindsame Natur, sofern sie bloß

mechanisch leidet, hat auch weniger Hauptarten der Empfindung, als unsre Psychologien der Seele als Leidenschaften anzählen oder andichten. Nur jedes Gefühl ist in solchem Zustande, je weniger in Fäden zertheilt, ein um so mächtiger anziehendes Band: die Töne reden nicht viel, aber stark. Ob der Klageton über Wunden der Seele oder des Körpers wimmere; ob dieses Geschrei von Furcht oder Schmerz erpreßt werde; ob dieß weiche Ach sich mit einem Kuß oder einer Thräne an den Busen der Geliebten drücke; — alle solche Unterschiede zu bestimmen, war diese Sprache nicht da. Sie sollte zum Gemählde hinrufen; dieß Gemählde wird schon vor sich selbst reden. Sie sollte tönen, nicht aber schildern. — Ueberhaupt grenzen, nach jener Fabel des Sokrates, Schmerz und Wollust an einander. Die Natur hat in der Empfindung ihre Enden zusammengeknüpft; und was kann also die Sprache der Empfindung anders, als solche Berührungspunkte zeigen? — — — Jetzt darf ich anwenden.

In allen ursprünglichen Sprachen tönen noch Reste dieser Naturtöne; nur freilich sind sie nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache. Sie sind nicht die eigentlichen Wurzeln, aber die Säfte, die die Wurzeln der Sprache beleben.

Eine feine, spät erfundne metaphysische Sprache, die von der ursprünglichen Muttersprache des menschlichen Geschlechts eine Abart vielleicht im vierten Gliede ist, und nach langen Jahrtausenden der Abartung selbst wieder Jahrhunderte ihres Lebens hindurch verfeinert, civilisirt und humanisirt

worden: eine solche Sprache, das Kind der Vernunft und Gesellschaft, kann wenig oder nichts mehr von der Kindheit ihrer ersten Mutter wissen; allein die alten, die wilden Sprachen, je näher zum Ursprunge, enthalten davon desto mehr. Ich kann hier noch nicht von der geringsten menschlichen Bildung der Sprache reden, sondern nur rohe Materialien betrachten. Noch existirt für mich kein Wort: sondern nur Töne zum Wort einer Empfindung; aber sehet! in den genannten Sprachen, in ihren Interjektionen, in den Wurzeln ihrer Nominum und Verborum, wie viel aufbehaltene Reste dieser Töne! Die ältesten morgenländischen Sprachen sind voll von Ausrufen, für die wir spätergebildeten Völker oft nichts als Lücken, oder stumpfen, tauben Mißverstand haben. In ihren Elegien tönen, wie bei den Wilden auf ihren Gräbern, jene Heil- und Klagetöne, eine fortgehende Interjektion der Natursprache; in ihren Lobpsalmen das Freudengeschrei, die wiederkommenden Hallelujahs, die Shaw aus dem Munde der Klageweiber erkläret, und die bei uns so oft feierlicher Unsinn sind. Im Gang', im Schwunge ihrer Gedichte, und der Gesänge andrer alten Völker tönet der Ton, der noch die Krieges- und Religionstänze, die Trauer- und Freudengesänge aller Wilden belebet, sie mögen am Fuße der Cordilleras, oder im Schnee der Irokesen, in Brasilien oder auf den Inseln der Karaiben wohnen. Die Wurzeln ihrer einfachsten, wirksamsten, frühesten Verben endlich sind jene ersten Ausrufe der Natur, die erst später gemodelt wurden; und die Sprachen aller alten und

wilden Völker sind daher in diesem innern, lebendigen Tone für Fremde immer unaussprechlich.

Ich kann die meisten dieser Phänomene im Zusammenhange erst später erklären: hier stehe nur Eins. Einer der Vertheidiger des göttlichen Ursprunges der Sprache*) findet darin göttliche Ordnung zu bewundern: „daß sich die Laute aller uns bekannten Sprachen auf etliche „zwanzig Buchstaben bringen lassen.“ Allein das Faktum ist unrichtig, und der Schluß noch unrichtiger. Keine einzige lebendigtönende Sprache läßt sich vollständig in Buchstaben bringen, und noch weniger in zwanzig Buchstaben: dieß zeigen alle Sprachen sämmtlich und sonders. Der Artikulationen unsrer Sprachwerkzeuge sind so viele; ein jeder Laut wird auf so mannichfaltige Weise ausgesprochen, daß z. B. Herr Lambert im zweiten Theil seines Organon mit Recht hat zeigen können: „wie weit weniger wir Buchstaben, als Laute haben,“ und „wie unbestimmt also diese von jenen „ausgedrückt werden können.“ Und das ist doch nur aus der deutschen Sprache gezeiget, die die Vieltönigkeit und den Unterschied ihrer Dialekte noch nicht einmal in eine Schriftsprache aufgenommen hat; wie denn da, wo die ganze Sprache nichts als solch ein lebendiger Dialekt ist? Woher rühren alle Eigenheiten und Sonderbarkeiten der Orthographie, als wegen der Unbehülflichkeit zu schreiben, wie man spricht? Welche lebendige Spra-

*) Süßmilchs Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sey. Berlin, 1766. S. 21.

che läßt sich, ihren Tönen nach, aus Bücherbuchstaben lernen? Und welche todte Sprache daher aufwecken? — — Je lebendiger nun eine Sprache ist, je weniger man daran gedacht hat, sie in Buchstaben zu fassen, je ursprünglicher sie zum vollen, unausgesonderten Laute der Natur hinaufsteigt: desto minder ist sie auch schreibbar, desto minder mit zwanzig Buchstaben schreibbar; ja oft für Fremdlinge ganz unaussprechlich. Der P. Rasles, der sich zehn Jahre unter den Abenakiern in Nordamerika aufgehalten, klagt hierüber so sehr, daß er mit aller Aufmerksamkeit doch oft nur die Hälfte des Worts wiederholt und sich lächerlich gemacht habe; wie weit lächerlicher hätte er die Sprache mit seinen französischen Buchstaben beziffert? Der P. Chaumont, der fünfzig Jahre unter den Huronen zugebracht, und sich an eine Grammatik ihrer Sprache gewagt hat, klagt demungeachtet über ihre Kehlbuchstaben und ihre unaussprechlichen Accente: „oft hätten zwei Wörter, die ganz aus einerlei „Buchstaben bestünden, die verschiedensten Bedeu„tungen." Garcilasso de Vega beklagt sich über die Spanier, daß sie die peruanische Sprache im Laute der Wörter verstellet, verstümmelt, verfälscht und aus bloßen Verfälschungen den Peruanern das ärgste Zeug angedichtet. De la Condamine sagt von einer kleinen Nation am Amazonenfluß: „ein Theil von ihren Wörtern könne nicht, „auch nicht einmal sehr unvollständig, geschrieben „werden. Man müßte wenigstens neun oder zehn „Sylben gebrauchen, wo sie in der Aussprache kaum „drei auszusprechen scheinen." La Loubere von

der siamschen Sprache: „unter zehn Wörtern, die „der Europäer ausspricht, versteht ein geborner „Siamer vielleicht kein einziges, man mag sich „Mühe geben, so viel man will, ihre Sprache mit „unsern Buchstaben auszudrücken." Und was brauchen wir Völker aus so entlegenen Enden der Erde? Unser kleiner Rest ursprünglicher Völker in Europa, Esthländer, Lappen u. s. w. haben oft eben so halbartikulirte und unschreibbare Schälle, als die Huronen und Peruaner. Russen und Polen, deren Sprachen doch lange schon geschrieben und schriftgebildet sind, aspiriren noch immer so, daß der wahre Ton ihrer Laute nicht durch Buchstaben gemahlt werden kann. Der Engländer, wie quälet er sich, seine Töne zu schreiben, und wie wenig ist der noch, der geschriebnes Englisch versteht, ein sprechender Engländer! Der Franzose, der seine Sylben weniger aus der Kehle heraufholet, und der Halb-Grieche, der Italiener, der gleichsam in einer höhern Gegend des Mundes, wie in einem feinern Aether redet, behält immer noch lebendigen Ton. Seine Laute müssen innerhalb der Organe bleiben, wo sie gebildet worden: als gemahlte Buchstaben sind sie, so bequem und einartig sie der lange Schriftgebrauch gemacht habe, immer nur Schatten!

Das Faktum ist also falsch, und der Schluß noch falscher: er führet nicht auf einen göttlichen, sondern gerade umgekehrt auf einen thierischen Ursprung der Sprache. Nehmet die sogenannte göttliche erste Sprache, die hebräische, von der der größte Theil der Welt die Buchstaben geerbt hat. Daß sie in ihrem Anfange so lebendigtönend gewesen, daß sie

nur sehr unvollkommen geschrieben werden konnte, dieß zeigt offenbar der ganze Bau ihrer Grammatik, ihre so vielfachen Verwechselungen ähnlicher Buchstaben, ja am allermeisten der völlige Mangel ihrer Vokale. Woher kommt die Sonderbarkeit, daß ihre Buchstaben nur Mitlauter sind, und daß eben die Elemente der Worte, auf die alles ankommt, die Selbstlauter, ursprünglich gar nicht geschrieben wurden? Diese Schreibart ist dem Laufe der gesunden Vernunft so entgegen, das Unwesentliche zu schreiben und das Wesentliche auszulassen, daß sie den Grammatikern unbegreiflich seyn müßte, wenn Grammatiker häufig zu begreifen gewohnt wären. Bei uns sind die Vokale das Erste, gleichsam die Thürangeln der Sprache; bei jenen werden sie nicht geschrieben — warum? Weil sie nicht geschrieben werden konnten. Ihre Aussprache war so lebendig und fein organisirt, ihr Hauch war so geistig und ätherisch, daß er verduftete, und sich nicht in Buchstaben fassen ließ. Nur erst bei den Griechen wurden diese lebendigen Aspirationen in förmliche Vokale aufgefädelt, denen doch noch Spiritus u. s. w. zu Hülfe kommen mußte; da bei den Morgenländern die Rede gleichsam ganz Spiritus, ein fortgehender Hauch und Geist des Mundes war, wie sie sie auch so oft in ihren mahlenden Gedichten benennen. Es war Othem Gottes, wehende Luft, die das Ohr aufnahm; die todten Buchstaben, die sie hinmahleten, waren nur der Leichnam, der lesend mit Lebensgeist beseelt werden mußte. Was das für einen gewaltigen Einfluß auf das Verständniß ihrer Sprache hat, ist hier nicht der Ort zu sagen;

daß dieß Wehende aber den Ursprung ihrer Sprache verrathe, ist offenbar. Was ist unschreibbarer, als die unartikulirten Töne der Natur? Und wenn die Sprache, je näher ihrem Ursprunge, desto unartikulirter ist — was folgt, als daß sie wohl nicht von einem höhern Wesen für die vier und zwanzig Buchstaben, noch auch diese Buchstaben gleich mit der Sprache erfunden worden, daß diese vielmehr ein weit späterer nur unvollkommener Versuch gewesen, sich einige Merkstäbe der Erinnerung zu setzen, und daß jene nicht aus Buchstaben der Grammatik Gottes, sondern aus wilden Tönen freier Organe entstanden sey. *) Sonst wäre es sonderbar, daß eben die Buchstaben, aus denen und für die Gott die Sprache erfunden, mit Hülfe derer er den ersten Menschen die Sprache beigebracht hätte, eben die unvollkommensten in der Welt wären, die wenig vom Geiste der Sprache sagen und in ihrer ganzen Bauart offenbar bekennen, daß sie nichts davon sagen wollen. — —

Es verdiente diese Buchstabenhypothese freilich ihrer Würde nach nur Einen Wink: aber ihrer mannichfaltigen Beschönigung wegen mußte ich ihren Ungrund entblößen, und eine Sonderbarkeit dabei erklären, von welcher mir wenigstens keine Erklärung bekannt ist. Zurück auf unsre Bahn!

Da

---

*) Die beste Schrift für diese noch zum Theil unausgearbeitete Materie ist *Wachteri* naturae et scripturae concordia, Hafn. 1752., die sich von den Kircherschen und so viel andern Träumen, wie Alterthumsgeschichte von Mährchen unterscheidet.

Da unsre Töne der Natursprache vorzüglich zum Ausdrucke der Leidenschaft bestimmt sind, so ist's natürlich, daß sie auch die Elemente aller Rührung werden. Wer ist's, dem bei einem zuckenden, wimmernden Gequälten, bei einem ächzenden Sterbenden, auch selbst bei einem stöhnenden Vieh, wenn seine ganze Maschine leidet, dieß Ach nicht zu Herzen dränge? Wer ist der gefühllose Barbar? Je harmonischer das empfindsame Saitenspiel selbst bei Thieren mit andern Thieren gewebt ist: desto mehr fühlen selbst diese mit einander; ihre Nerven kommen in eine gleichmäßige Spannung, ihre Seele in einen gleichmäßigen Ton, sie leiden wirklich mechanisch mit. Und welche Stählung seiner Fibern, welche Macht, alle Oeffnungen seiner Empfindsamkeit zu verstopfen, gehört dazu, daß ein Mensch hiegegen taub und hart werde! — — Diderot*) meint, daß ein Blindgeborner gegen die Klagen eines leidenden Thiers unempfindlicher seyn müßte, als ein Sehender; allein ich glaube, unter gewissen Fällen, das Gegentheil. Freilich ist ihm das ganze rührende Schauspiel dieses elenden zuckenden Geschöpfes verhüllet; allein alle Beispiele sagen, daß eben durch diese Verhüllung das Gehör weniger zerstreut, horchender und eindringender werde. Da lauschet er also im Finstern, in der Stille seiner ewigen Nacht, und jeder Klageton geht ihm um so inniger und schärfer, wie ein Pfeil, zum Herzen. Nun nehme er noch das tastende, langsam umspannende Gefühl zu Hülfe,

*) Lettre sur les Aveugles à l'usage de ceux qui voyent etc.

taste die Zuckungen, er fühle den Bruch der leidenden Maschine sich ganz, — Grausen und Schmerz fährt durch seine Glieder; sein innrer Nervenbau fühlt Bruch und Zerstörung; der Todeston tönet. Das ist das Band dieser Natursprache!

Ueberall sind die Europäer, troz ihrer Bildung und Mißbildung, von den rohen Klagetönen der Wilden heftig gerührt worden. Leri erzählt aus Brasilien, wie sehr seine Leute von dem herzlichen, unförmlichen Geschrei der Liebe und Leutseligkeit dieser Amerikaner bis zu Thränen seyen erweicht worden. Charlevoix und Andere wissen nicht genug den grausenden Eindruck auszudrücken, den die Krieges- und Zauberlieder der Nordamerikaner machen. Wenn wir später Gelegenheit haben werden zu bemerken, wie sehr die alte Poesie und Musik von diesen Naturtönen sey belebet worden: so werden wir auch die Wirkung philosophischer erklären können, die z. B. der alte griechische Gesang und Tanz, die alte griechische Bühne einst gemacht haben, und überhaupt Musik, Tanz und Poesie noch auf alle Wilde machen. Auch selbst bei uns, bei denen freilich die Vernunft oft die Empfindung, und die künstliche Sprache der Gesellschaft die Töne der Natur aus ihrem Amt sezet, — kommen nicht noch oft die höchsten Donner der Beredtsamkeit, die mächtigsten Schläge der Dichtkunst, und die Zaubermomente der Aktion, dieser Sprache der Natur durch Nachahmung nahe? Was ist's, was dort im versammelten Volke Wunder thut, Herzen durchbohrt und Seelen umwälzet? — Geistige Rede und Metaphysik? Gleichnisse und Figuren? Kunst

und kalte Ueberzeugung? — Sofern der Taumel nicht blind seyn soll, muß vieles durch sie geschehen; aber Alles? Und eben dieß höchste Moment des blinden Taumels, wodurch wurde das? — Durch ganz eine andre Kraft! — Diese Töne, diese Geberden, jene einfachen Gänge der Melodie, diese plötzliche Wendung, diese bewegende Stimme, — was weiß ich mehr? Bei Kindern, und bei dem Volke der Sinne, bei Weibern, bei Leuten von zartem Gefühl, bei Kranken, Einsamen, Betrübten, wirken sie tausendmal mehr, als die Wahrheit selbst wirken würde, wenn ihre leise, feine Stimme vom Himmel tönte. Diese Worte, dieser Ton, die Wendung dieser grausenden Romanze u. s. w. drangen in unsrer Kindheit, da wir sie das erstemal hörten, ich weiß nicht, mit welchem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feier, des Schreckens, der Furcht, der Freude, in unsre Seele. Das Wort tönet, und wie eine Schaar von Geistern stehen sie alle mit Einmal in ihrer dunkeln Majestät aus dem Grabe auf; sie verdunkeln den reinen, hellen Begriff des Worts, der nur ohne sie gefaßt werden konnte: das Wort ist weg, und der Ton der Empfindung tönet. Dunkles Gefühl übermannet uns; selbst der Leichtsinnige zittert — nicht über Gedanken, sondern über Sylben, über Töne der Kindheit; und es war eben Zauberkraft des Redners, des Dichters, uns wieder zu Kindern zu machen. Kein Bedacht, keine Ueberlegung, das bloße Naturgesetz lag zum Grunde: „Ton der Empfindung „soll das sympathetische Geschöpf in „denselben Ton versetzen!“

Wollen wir also diese unmittelbaren Laute der Empfindung Sprache nennen, so finde ich ihren Ursprung allerdings sehr natürlich. Er ist nicht bloß nicht übermenschlich, sondern offenbar thierisch: das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine.

Aber ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Philosophen, das ist, Leute, die deutliche Begriffe suchen, je haben auf den Gedanken kommen können: aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache völlig zu erklären; denn ist diese nicht offenbar ganz etwas anders? Alle Thiere, fast bis auf den stummen Fisch, tönen ihre Empfindungen; deßwegen aber hat doch kein Thier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten, eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache. Man bilde und verfeinere und organisire dieß Geschrei, wie man wolle — wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen: so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetz je eine menschliche, willkürliche Sprache werde. Kinder weinen Schälle der Empfindung, wie die Thiere; ist aber die Sprache, die sie von Menschen lernen, nicht ganz eine andere Sprache?

Der Abt Condillac*) ist in der Anzahl dieser Erklärer. Entweder er hat das ganze Ding Sprache schon vor der ersten Seite seines Buchs erfunden vorausgesetzt: oder ich finde auf jeder Seite Dinge, die sich gar nicht in der Ordnung einer bildenden Sprache zutragen konnten. Er setzt, zum Grunde seiner Hypothese, „zwei Kinder in eine „Wüste, ehe sie den Gebrauch irgend eines Zei-

*) Essai sur l'origine des connaissances humaines. Vol. II.

„chens kennen.“ Warum er dieß alles setze: „zwei „Kinder,“ die also umkommen, oder Thiere werden müssen; „in eine Wüste,“ wo sich die Schwierigkeit ihres Unterhalts und ihrer Erfindung noch vermehret; „vor dem Gebrauch jedes natürlichen „Zeichens, und gar vor aller Kenntniß desselben,“ ohne welche doch kein Säugling nach wenigen Wochen seiner Geburt ist: — warum, sage ich, in einer Hypothese, die dem Naturgange menschlicher Kenntniß nachspüren soll, solche unnatürliche Data zum Grunde gelegt werden müssen, mag ihr Verfasser wissen; daß aber auf sie keine Erklärung des Ursprungs der Sprache gebauet sey, getraue ich mir zu erweisen. Seine beiden Kinder kommen ohne Kenntniß jedes Zeicheus zusammen, und — siehe da! im ersten Augenblicke (§. 2.) „sind sie schon im „gegenseitigen Commerz.“ Und doch bloß durch dieß gegenseitige Commerz lernen sie erst, „mit dem „Geschrei der Empfindungen die Gedanken zu ver„binden, deren natürliche Zeichen jene sind.“ Natürliche Zeichen der Empfindung durch das Commerz lernen? Lernen, was für Gedanken damit zu verbinden sind? Und doch gleich im ersten Augenblick der Zusammenkunft, noch vor der Kenntniß dessen, was das dummste Thier kennet, Commerz haben? Lernen können, was mit gewissen Zeichen für Gedanken zu verknüpfen sind? — Davon begreife ich wenig. „Durch das Wiederkommen ähnlicher „Umstände (§. 3.) gewöhnen sie sich, mit den Schäl„len der Empfindungen und den verschiedenen Zei„chen des Körpers Gedanken zu verbinden. Schon „bekommt ihr Gedächtniß Uebung. Schon können

„sie über ihre Einbildung walten, und schon — sind „sie so weit, das mit Reflexion zu thun, was sie „vorher bloß durch Instinkt thaten," (und doch, wie wir eben gesehen, vor ihrem Commerz nicht zu thun wußten.) — Davon begreife ich noch weniger. „Der „Gebrauch dieser Zeichen erweitert die Wirkungen „der Seele (§. 4.), und diese vervollkommnen die „Zeichen. Geschrei der Empfindungen war's also „(§. 5.), was die Seelenkräfte entwickelt hat; Ge„schrei der Empfindungen, das ihnen die Gewohn„heit gegeben, Ideen mit willkürlichen Zeichen zu „verbinden (§. 6.); Geschrei der Empfindungen, das „ihnen zum Muster diente, sich eine neue Sprache „zu machen, neue Schälle zu artikuliren, sich zu „gewöhnen, die Sachen mit Namen zu bezeichnen." — Ich wiederhole alle diese Wiederholungen, und begreife von ihnen nichts. Endlich nachdem der Verfasser auf diesen kindischen Ursprung der Sprache die Prosodie, Deklamation, Musik, Tanz und Poesie der alten Sprachen gebauet, und mitunter gute Anmerkungen vorgetragen hat, die aber zu unserm Zwecke nichts thun; so faßt er den Faden wieder an: „um zu begreifen (§. 80.), wie die „Menschen unter sich über den Sinn der ersten „Worte Eins geworden, die sie brauchen wollten, „ist genug, wenn man bemerkt, daß sie sie in Um„ständen aussprachen, wo jeder verbunden war, sie „mit den nämlichen Ideen zu verbinden u. s. w." Kurz: es entstanden Worte, weil Worte da waren, ehe sie da waren — Mich dünkt, es lohnt nicht, den Faden unsers Erklärers weiter zu verfolgen, da er doch an nichts geknüpft ist.

Vielleicht gab Condillac durch seine hohle Erklärung von Entstehung der Sprache Gelegenheit, daß Rousseau*) die Frage nach seiner Art in Schwung brachte, das ist, sie bezweifelte. Gegen Condillac's Erklärung Zweifel zu finden, war eben kein Rousseau nöthig; nur aber deßwegen sogleich alle menschliche Möglichkeit der Spracherfindung zu läugnen — dazu gehörte freilich etwas Rousseau'scher Schwung. Denn weil jener die Sache schlecht erklärt hatte — ob sie also auch gar nicht erklärt werden könne? Weil aus Schällen der Empfindung nimmermehr eine menschliche Sprache wird, folgt daraus, daß sie nirgend anderswoher hat werden können?

Daß es wirklich nur dieser verdeckte Trugschluß sey, der Rousseau verführet, zeigt offenbar sein eigner Plan**): „Wie, wenn doch allenfalls Sprache hätte menschlich entstehen sollen, wie sie hätte entstehen müssen?" Er fängt, wie sein Vorgänger, mit dem Geschrei der Natur an, aus dem die menschliche Sprache werde. Ich sehe nicht, wie sie daraus je geworden wäre; und wundre mich, daß der Scharfsinn eines Rousseau sie einen Augenblick daraus habe können werden lassen.

Maupertuis's kleine Schrift ist mir nicht bei Händen; wenn ich aber dem Auszuge eines Mannes ***) trauen darf, dessen nicht kleinstes Verdienst Treue und Genauigkeit war, so hat auch

---

*) Sur l'inégalité parmi les hommes etc. Part. I.

**) Ebendaselbst.

***) Süßmilch, Beweis für die Göttlichkeit ꝛc. Anhang 3. Seite 110.

er den Ursprung der Sprache nicht genug von diesen thierischen Lauten abgesondert, und gehet also mit den vorigen auf einer Straße.

Diodor endlich und Vitruv, die zudem den menschlichen Ursprung der Sprache mehr geglaubt als hergeleitet haben, erschwerten sich die Sache dadurch, daß sie die Menschen, erst Zeitenlang, als Thiere, mit Geschrei in Wäldern schweifen, und sich nachher, weiß Gott, woher? und weiß Gott, wozu? Sprache erfinden ließen. — —

Da nun die meisten Verfechter der menschlichen Sprachwerdung aus einem so unsichern Ort stritten, den Andre, z. B. Süßmilch, mit so vielem Grunde bekämpften: so hat die Akademie diese Frage, die also noch unbeantwortet ist, und über die sich selbst einige ihrer vormaligen Mitglieder in Meinungen getheilt haben, einmal außer Streit wollen gesetzt sehen.

Und da dieß große Thema so viel Aussichten in die Psychologie und Naturordnung des menschlichen Geschlechts, in die Philosophie der Sprachen und aller Kenntnisse, die mit der Sprache erfunden werden, verspricht: wer wollte sich nicht daran versuchen?

Und da die Menschen für uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir kennen, und sich eben durch Sprache von allen Thieren unterscheiden: wo finge der Weg der Untersuchung sicherer an, als bei Erfahrungen über den Unterschied der Thiere und Menschen? — Condillac und Rousseau mußten über den Sprachursprung irren, weil sie sich über diesen Unterschied so bekannt und verschieden

irrten: da jener*) die Thiere zu Menschen, und dieser**) die Menschen zu Thieren machte. Ich muß also etwas weit ausholen.

Daß der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instinkts weit nachstehe, ja daß er das, was wir bei so vielen Thiergattungen angeborne Kunstfähigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe, ist gesichert; nur, so wie die Erklärung dieser Kunsttriebe bisher den meisten und noch zuletzt einem der gründlichsten Philosophen***) Deutschlands mißglücket ist, so hat auch die wahre Ursache von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der menschlichen Natur noch nicht völlig ins Licht gesetzt werden können. Mich dünkt, man habe einen Hauptgesichtspunkt verfehlt, aus dem man, wo nicht vollständige Erklärungen, so wenigstens Bemerkungen über die Natur der Thiere machen kann, die, wie ich für einen andern Ort hoffe, die menschliche Seelenlehre sehr aufklären können. Dieser Gesichtspunkt ist „die Sphäre der Thiere."

Jedes Thier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibet, und stirbt. Nun ist es aber sonderbar: „je schärfer die Sinne der

---

*) Traité sur les animaux.

**) Sur l'origine de l'inégalité etc.

***) Reimarus über die Kunsttriebe der Thiere, S. Betrachtungen darüber in den Briefen, die neueste Literatur betreffend.

„Thiere, und je wunderbarer ihre Kunst„werke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: „desto einartiger ist ihr Kunstwerk.“ Ich habe diesem Verhältnisse nachgespüret, und finde überall eine wunderbar-beobachtete „umgekehrte „Proportion zwischen der mindern Ex„tension ihrer Bewegungen, Nahrung, „Erhaltung, Paarung, Erziehung, Ge„sellschaft, und ihren Trieben und Kün„sten.“ Die Biene in ihrem Korbe banet mit der Weisheit, die Egeria ihren Numa nicht lehren konnte; aber außer diesen Zellen und außer ihrem Bestimmungsgeschäft in diesen Zellen, ist sie auch nichts. Die Spinne webet mit der Kunst der Minerva; aber alle ihre Kunst ist auch in diesem engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt. Wie wundersam ist das Insekt, und wie enge der Kreis seiner Wirkung!

Gegentheils: „Je vielfacher die Ver„richtungen und Bestimmung der Thie„re; je zerstreuter ihre Aufmerksamkeit „auf mehrere Gegenstände; je unstäter „ihre Lebensart, kurz, je größer und viel„fältiger ihre Sphäre ist: desto mehr „sehen wir ihre Sinnlichkeit sich ver„theilen und schwächen.“ Ich kann es mir hier nicht in den Sinn nehmen, dieß große Verhältniß, das die Kette der lebendigen Wesen durchläuft, mit Beispielen zu sichern; ich überlasse jedem die Probe, oder verweise auf eine andere Gelegenheit, — und schließe fort:

Nach aller Wahrscheinlichkeit und Analogie lassen

sich also „alle Kunsttriebe und Kunstfä„higkeiten aus den Vorstellungskräf„ten der Thiere erklären:“ ohne daß man außer ihnen noch blinde Determinationen annehmen darf, die alle Philosophie verwüsten. Wenn unendlich seine Sinne in einen kleinen Kreis, auf ein Einerlei eingeschlossen werden, und die ganze andre Welt für sie nichts ist: wie durchdringend müssen sie werden! Wenn Vorstellungskräfte in einem kleinen Kreis eingeschlossen, und mit einer analogen Sinnlichkeit begabt sind: wie stark müssen sie wirken! Und wenn endlich Sinne und Vorstellungen auf Einen Punkt gerichtet sind: was kann anders als Instinkt daraus werden? Aus ihnen also erkläret sich die Empfindsamkeit, die Fähigkeiten und Triebe der Thiere nach ihren Stufen und Arten.

Und ich darf also den Satz annehmen: „die „Empfindsamkeit, die Fähigkeiten und „Kunsttriebe der Thiere nehmen an „Stärke und Intensität zu, im umge„kehrten Verhältnise der Größe und „Mannichfaltigkeit ihres Wirkungskrei„ses.“ Nun aber —

Der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre, in der nur Eine Arbeit auf ihn warte: eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn.

Seine Sinne und Organisation sind nicht auf Eins geschärft: er hat Sinne für alles, und natürlich also für jedes Einzelne schwächere und stumpfere Sinne.

Seine Seelenkräfte sind über die Welt verbreitet: also keine Richtung seiner Vorstellungen auf

ein Eins; mithin kein Kunsttrieb, keine Kunstfertigkeit — und, das Eine gehört hier näher her, keine Thiersprache.

Was ist doch das, was wir außer der vorhergeführten Lautbarkeit der empfindenden Maschine bei einigen Gattungen Thiersprache nennen, anders, als das Resultat der Anmerkungen, die ich zusammengereihet habe? Ein dunkles sinnliches Einverständniß einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Wirkung.

Je kleiner also die Sphäre der Thiere ist, desto weniger haben sie Sprache nöthig. Je schärfer ihre Sinne, je mehr ihre Vorstellungen auf Eins gerichtet, je ziehender ihre Triebe sind, desto zusammengezogner ist das Einverständniß ihrer etwaigen Schälle, Zeichen, Aeußerungen. — Es ist lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spricht und vernimmt. Wie wenig darf er sprechen, daß er vernommen werde!

Thiere von dem engsten Bezirke sind also sogar gehörlos: sie sind für ihre Welt ganz Gefühl, oder Geruch und Gesicht; ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug, einförmiges Geschäft; sie haben also wenig oder keine Sprache.

Je größer aber der Kreis der Thiere, je unterschiedner ihre Sinne — doch was darf ich wiederholen! Mit dem Menschen ändert sich die Scene ganz. Was soll für seinen Wirkungskreis, auch selbst im dürftigsten Zustande, die Sprache des redendsten, am vielfachsten tönenden Thieres? Was soll für seine zerstreuten Begierden, für seine ge=

theilte Aufmerksamkeit, für seine stumpfer witternden Sinne auch selbst die dunkle Sprache aller Thiere? Sie ist für ihn weder reich, noch deutlich, weder hinreichend an Gegenständen, noch für seine Organe — also durchaus nicht seine Sprache; denn was heißt, wenn wir nicht mit Worten spielen wollen, die eigenthümliche Sprache eines Geschöpfs, als: die seiner Sphäre von Bedürfnissen und Arbeiten, der Organisation seiner Sinne, der Richtung seiner Vorstellungen und der Stärke seiner Begierden angemessen ist? Und welche Thiersprache ist so für den Menschen?

Jedoch es bedarf auch dieser Frage nicht. Welche Sprache (außer der vorigen mechanischen) hat der Mensch so instinktmäßig, als jede Thiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre? Die Antwort ist kurz: keine! und eben diese kurze Antwort entscheidet.

Bei jedem Thiere ist, wie wir gesehen haben, seine Sprache eine Aeußerung so starker sinnlicher Vorstellungen, daß diese zu Trieben werden: mithin ist Sprache, so wie Sinne und Vorstellungen und Triebe, ihm angeboren und dem Thiere unmittelbar natürlich. Die Biene sumset, wie sie sauget; der Vogel singt, wie er nistet — aber wie spricht der Mensch von Natur? Gar nicht! so wie er wenig oder nichts durch völligen Instinkt, als Thier thut. Ich nehme bei einem neugebornen Kinde das Geschrei seiner empfindsamen Maschine aus; sonst ist's stumm; es äußert weder Vorstellungen noch Triebe durch Töne, wie doch jedes Thier in seiner Art thut. Bloß un-

ter Thiere gestellet, wäre es also das verwaisetste Kind der Natur: nackt und bloß, schwach und dürftig, schüchtern und unbewaffnet, und, was die Summe seines Elendes ausmacht, aller Leiterinnen des Lebens beraubt. — Mit einer so zerstreuten, geschwächten Sinnlichkeit, mit so unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so getheilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem großen Kreise bestimmt, und doch so verwaiset und verlassen, daß es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äußern — nein! ein solcher Widerspruch ist nicht die Haushaltung der Natur. Es müssen statt der Instinkte andre verborgne Kräfte in ihm schlafen! Stummgeboren, aber —

Zweiter Abschnitt.

Doch ich thue keinen Sprung. Ich gebe dem Menschen nicht gleich plötzlich neue Kräfte, „keine „sprachschaffende Fähigkeit," wie eine willkürliche qualitas occulta. Ich suche nur in den vorherbemerkten Lücken und Mängeln weiter.

Lücken und Mängel können doch nicht der Charakter seiner Gattung seyn: oder die Natur war gegen ihn die härteste Stiefmutter, da sie gegen jedes Insekt die liebreichste Mutter war. Jedem Insekt gab sie, was und wie viel es brauchte: Sinne zu Vorstellungen, und Vorstellungen in Triebe gediegen; Organe zur Sprache, so viel es bedurfte, und Organe, diese Sprache zu ver=

stehen. Bei dem Menschen ist alles in dem größten Mißverhältniß: Sinne und Bedürfnisse; seine Kräfte und der Kreis der Wirksamkeit, der auf ihn wartet; seine Organe und seine Sprache. — Es muß uns also „ein gewisses Mittelglied „fehlen, die so abstehenden Glieder „der Verhältnisse zu berechnen."

Fänden wirs, so wäre nach aller Analogie der Natur „diese Schadloshaltung seine Ei„genheit, der Charakter seines Ge„schlechts;" und alle Vernunft und Billigkeit foderte, diesen Fund für das gelten zu lassen, was er ist, für Naturgabe, ihm so wesentlich als den Thieren der Instinkt.

Ja, fänden wir „eben in diesem Charak„ter die Ursache jener Mängel; und „eben in der Mitte dieser Mängel, in „der Höhle jener großen Entbehrung von Kunsttrie„ben den Keim zum Ersatze:" so wäre diese Einstimmung ein genetischer Beweis, daß hier „die „wahre Richtung der Menschheit" liege, und daß die Menschengattung über den Thieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger stehe, sondern an Art.

Und fänden wir in diesem neugefundnen Charakter der Menschheit sogar „den nothwendi„gen genetischen Grund zur Entstehung „einer Sprache für diese neue Art Ge„schöpfe," wie wir in den Instinkten der Thiere den unmittelbaren Grund zur Sprache für jede Gattung fanden: so sind wir ganz am Ziele. In dem Falle würde die „Sprache dem Menschen so

„wesentlich, als — er ein Mensch ist.“ Man siehet, ich entwickle aus keinen willkürlichen, oder gesellschaftlichen Kräften, sondern aus der allgemeinen thierischen Oekonomie.

Und nun folgt, daß, wenn der Mensch Sinne hat, die für Einen kleinen Fleck der Erde, für die Arbeit und den Genuß einer Weltspanne den Sinnen des Thiers, das in dieser Spanne lebet, nachstehen an Schärfe: so bekommen sie eben dadurch „Vorzug der Freiheit.“ Eben weil sie „nicht für Einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere „Sinne der Welt.“

Wenn der Mensch Vorstellungskräfte hat, die nicht auf den Bau einer Honigzelle und eines Spinngewebes bezirkt sind, und also auch den Kunstfähigkeiten der Thiere in diesem Kreise nachstehen: so bekommen sie eben damit „weitere Aussicht.“ Er hat kein einziges Werk, bei dem er also auch unverbesserlich handle; aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mithin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kann's sein eigen Werk werden.

Wenn also hiermit der Instinkt wegfallen muß, der bloß aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte, und keine blinde Determination war: so bekommt eben hiemit der Mensch „mehrere Helle.“ Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt: so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine

eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.

Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle: Verstand, Vernunft, Besinnung u. s. w. — wenn man die Namen nicht für abgesonderte Kräfte, oder für bloße Stufenerhöhungen der Thierkräfte annimmt: so gilt's mir gleich. Es ist die „ganze Einrichtung aller menschli„chen Kräfte; die ganze Haushaltung „seiner sinnlichen und erkennenden, sei„ner erkennenden und wollenden Na„tur;" oder vielmehr: — Es ist die einzige „positive Kraft des Denkens, die, mit „einer gewissen Organisation des Körpers „verbunden, bei den Menschen so Vernunft heißt, „wie sie bei den Thieren Kunstfähigkeit wird; „die bei ihm Freiheit heißt, und bei den Thieren „Instinkt wird. Der Unterschied ist nicht in Stu„fen, oder Zugabe von Kräften, sondern in „einer ganz verschiedenartigen Richtung „und Auswickelung aller Kräfte." Man sey Leibnitzianer oder Lockianer, Search oder Leowall*), Idealist oder Materialist: so muß man bei einem Einverständniß über die Worte, zu Folge des Vorigen, die Sache zugeben: „einen eigenen Cha„rakter der Menschheit," der hierin und in nichts Anderm bestehet.

Alle, die dagegen Schwierigkeit gemacht, sind durch falsche Vorstellungen und unaufgeräumte Be-

---

*) Eine in einem neuen metaphysischen Werke beliebte Eintheilung: Search's Light of nature pursued. Lond. 68.

griffe hintergangen worden. Man hat sich die Vernunft des Menschen als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hinein gedacht, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Thieren zu eigen geworden, und die also auch, wie die vierte Stufe einer Leiter, nach den drei untersten allein betrachtet werden müsse; und das ist freilich, es mögen es so große Philosophen sagen, als da wollen, philosophischer Unsinn. Alle einzelnen Kräfte unsrer und der Thierseelen sind nichts als metaphysische Abstraktionen, Wirkungen! Sie werden abgetheilt, weil sie von unserm schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten; sie stehen in Kapiteln, nicht, weil sie so kapitelweise in der Natur wirken, sondern weil ein Lehrling sie sich vielleicht so am besten entwickelt. Daß wir gewisse ihrer Verrichtungen unter gewisse Hauptnamen gebracht haben, z. B. Witz, Scharfsinn, Phantasie, Vernunft, ist nicht, als wenn je eine einzige Handlung des Geistes möglich wäre, wo der Witz oder die Vernunft allein wirkt; sondern nur, weil wir in dieser Handlung am meisten von der Abstraktion entdecken, die wir Witz oder Vernunft nennen, z. B. Vergleichung oder Deutlichmachung der Ideen: überall aber wirkt die ganze unabgetheilte Seele. Konnte ein Mensch je eine einzige Handlung thun, bei der er völlig wie ein Thier dachte: so ist er auch durchaus kein Mensch mehr, gar keiner menschlichen Handlung mehr fähig. War er einen einzigen Augenblick ohne Vernunft: so sehe ich nicht, wie er je in seinem Leben mit Vernunft denken könne — oder seine ganze Seele, die ganze Haushaltung seiner Natur ward geändert.

Nach richtigern Begriffen ist die Vernunftmäßigkeit des Menschen, der Charakter seiner Gattung, etwas anders, nämlich: „die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft „im Verhältniß seiner Sinnlichkeit und „Triebe." Und da konnte es, alle vorigen Analogien zu Hülfe genommen, nichts anders seyn, als daß —

Wenn der Mensch Triebe der Thiere hätte, er das nicht haben könnte, was wir jetzt Vernunft in ihm nennen; denn eben diese Triebe rissen ja seine Kräfte so dunkel auf einen Punkt hin, daß ihm kein freier Besinnungskreis ward. Es mußte seyn, daß —

Wenn der Mensch Sinne der Thiere, er keine Vernunft hätte; denn eben die starke Reizbarkeit seiner Sinne, eben die durch sie mächtig andringenden Vorstellungen müßten alle kalte Besonnenheit ersticken. Aber umgekehrt mußte es auch nach eben diesen Verbindungsgesetzen der haushaltenden Natur seyn, daß —

Wenn thierische Sinnlichkeit und Eingeschlossenheit auf Einen Punkt wegfiele: so wurde ein ander Geschöpf, dessen positive Kraft sich in größerm Raume nach einer feineren Organisation heller äußerte; das abgetrennt und frei nicht bloß erkennet, will und wirkt, sondern auch weiß, daß es erkenne, wolle und wirke. Dieß Geschöpf ist der Mensch; und diese ganze Disposition seiner Natur wollen wir, um den Verwirrungen mit eignen Vernunftkräften u. s. w. zu entkommen, „Besonnenheit" nennen. Es folgt also nach eben

diesen Verbindungsregeln, da alle die Wörter Sinnlichkeit und Instinkt, Phantasie und Vernunft, doch nur Bestimmungen einer einzigen Kraft sind, wo Entgegensetzungen einander aufheben, daß —

Wenn der Mensch kein instinktmäßiges Thier seyn sollte, er vermöge der freierwirkenden positiven Kraft seiner Seele ein besonnenes Geschöpf seyn mußte. — — Wenn ich die Kette dieser Schlüsse noch einige Schritte weiter ziehe, so bekomme ich damit vor künftigen Einwendungen einen den Weg sehr kürzenden Vorsprung.

Ist nämlich die Vernunft keine abgetheilte, einzeln wirkende Kraft, sondern eine seiner Gattung eigne Richtung aller Kräfte: so muß der Mensch sie im ersten Zustande haben, da er Mensch ist. Im ersten Gedanken des Kindes muß sich diese Besonnenheit zeigen, wie bei dem Insekt, daß es Insekt war. — — Das hat nun mehr als Ein Schriftsteller nicht begreifen können, und daher ist die Materie, über die ich schreibe, mit den rohesten Einwürfen angefüllet; aber sie begriffen es nicht, weil sie es mißverstanden. Heißt denn vernünftig denken, mit ausgebildeter Vernunft denken? Heißt's, der Säugling denke mit Besonnenheit, er räsonnire wie ein Sophist auf seinem Katheder oder wie der Staatsmann in seinem Kabinet? Glücklich und dreimal glücklich, daß er von diesem ermattenden Wust von Vernünfteleien noch nichts wußte! Aber siehet man nicht auch, daß dieser Einwurf bloß einen so und nicht anders einen mehr oder minder gebildeten Gebrauch der Seelenkräfte, und durchaus kein Posi-

tives einer Seelenkraft selbst läugne? Und welcher Thor würde da behaupten, daß der Mensch im ersten Augenblick des Lebens so denke, wie nach einer vieljährigen Uebung; es sey denn, daß man zugleich das Wachsthum aller Seelenkräfte läugnete, und sich eben damit selbst für einen Unmündigen bekennte? — So wie doch aber dieß Wachsthum in der Welt nichts bedeuten kann, als einen leichtern, stärkern, vielfachern Gebrauch: muß denn das nicht schon da seyn, was gebraucht werden soll? Muß das nicht schon Keim seyn, was da wachsen soll? Und ist also nicht im Keime der ganze Baum enthalten? So wenig das Kind Klauen wie ein Greif, noch eine Löwenmähne hat: so wenig kann es wie Greif und Löwe denken; denkt es aber menschlich, so ist Besonnenheit, das ist, die Bestimmung aller seiner Kräfte auf diese Hauptrichtung schon im ersten Augenblicke dergestalt sein Loos, wie sie es im letzten seyn wird. Die Vernunft äußert sich unter seiner Sinnlichkeit so wirklich, daß der Allwissende, der diese Seele schuf, in ihrem ersten Zustande schon das ganze Gewebe von Handlungen des Lebens sah, wie etwa der Meßkünstler nach gegebner Klasse aus einem Gliede der Progression das ganze Verhältniß derselben findet.

„Aber so war doch diese Vernunft damals mehr „Vernunftfähigkeit (réflexion en puissance) als „wirkliche Kraft?“ Die Ausnahme sagt kein Wort. Bloße, nackte Fähigkeit, die auch ohne vorliegendes Hinderniß keine Kraft, nichts als Fähigkeit sey, ist so ein tauber Schall, als plastische Formen, die da

formen, aber selbst keine Formen sind. Ist mit der Fähigkeit nicht das geringste Positive zu einer Tendenz da: so ist nichts da — so ist das Wort bloß Abstraktion der Schule. Der neuere französische Philosoph *), der diese réflexion en puissance, diesen Scheinbegriff so blendend gemacht, hat, wie wir sehen werden, immer nur eine Luftblase blendend gemacht, die er eine Zeitlang vor sich hertreibt, die ihm selbst aber unvermuthet auf seinem Wege zerspringt. Und ist in der Fähigkeit nichts da: wodurch soll es denn je in die Seele kommen? Ist im ersten Zustande nichts Positives von Vernunft in der Seele: wie wird's bei Millionen der folgenden Zustände wirklich werden? Es ist Worttrug, daß der Gebrauch eine Fähigkeit in Kraft, etwas bloß Mögliches in ein Wirkliches verwandeln könne, denn ist nicht schon Kraft da, so kann sie ja nicht gebraucht und angewandt werden. Zudem endlich, was ist beides: eine abgetrennte Vernunftfähigkeit und Vernunftkraft in der Seele? Eines ist so unverständlich, als das andere. Setzet den Menschen als das Wesen, das er ist, mit dem Grade von Sinnlichkeit, und der Organisation ins Universum: von allen Seiten, durch alle Sinne strömt dieß in Empfindungen auf ihn los. Durch menschliche Sinne? auf menschliche Weise? So wird also, mit den Thieren verglichen, dieß denkende Wesen weniger überströmt: es hat Raum, seine Kraft freier zu äußern, und dieses Verhältniß heißt Vernunftmäßigkeit. Wo ist da bloße Fähigkeit? Wo eine abgesonderte Ver=

*) Rousseau über die Ungleichheit ꝛc.

nunftkraft? Es ist die positive einzige Kraft der Seele, die in solcher Anlage wirket; mehr sinnlich, so weniger vernünftig; vernünftiger, so minder lebhaft; heller, so minder dunkel. — Aber der sinnliche Zustand des Menschen war noch menschlich, und also wirkte in ihm noch immer Besonnenheit, nur im minder merklichen Grade; und der am wenigsten sinnliche Zustand der Thiere war noch thierisch, also wirkte bei aller Klarheit ihrer Gedanken nie die Besonnenheit eines menschlichen Begriffs. Und weiter lasset uns nicht mit Worten spielen! —

Es thut mir leid, daß ich so viele Zeit verloren habe, erst bloße Begriffe zu bestimmen und zu ordnen; allein der Verlust war nöthig, da dieser Theil der Psychologie in den neueren Zeiten so verwüstet da liegt, da französische Philosophen über einige anscheinende Sonderbarkeiten in der thierischen und menschlichen Natur, alles so über- und untereinander geworfen haben, und deutsche Philosophen die meisten Begriffe dieser Art mehr für ihr System, und nach ihrem Sehepunkte, als darnach ordnen, damit sie Verwirrungen im Sehepunkt der gewöhnlichen Denkart vermeiden. Ich habe auch mit diesem Aufräumen der Begriffe keinen Umweg genommen, sondern wir sind mit einemmal am Ziele. Nämlich:

Der Mensch in den Zustand der Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. Denn was ist Reflexion? Was ist Sprache?

Diese Besonnenheit ist ihm charakteristisch eigen,

und seiner Gattung wesentlich: so auch Sprache und eigne Erfindung der Sprache.

Erfindung der Sprache ist ihm also so natürlich, als er ein Mensch ist. Lasset uns nur beide Begriffe entwickeln! Reflexion und Sprache —

Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, daß sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt seyn kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammlen, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dieß der Gegenstand und kein andrer sey. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern Eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Actus dieser Anerkenntniß*) gibt deutlichen Begriff; es ist das Erste Urtheil der Seele, und —

Wodurch geschah diese Anerkennung? Durch ein Merkmal, das er absondern mußte, und das, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihm blieb.

---

*) Eine der schönsten Abhandlungen, das Wesen der Apperception aus physischen Versuchen (die so selten die Metaphysik der Seele erläutern) ins Licht zu setzen, ist die in den Schriften der Berlin'schen Akademie von 1764.

Wohlan, so lasset uns ihm das εὕρηκα zurufen! Dieß erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.

Lasset jenes Lamm, als Bild, sein Auge vorbeigehn: es erscheint ihm, wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste: die Sinnlichkeit hat sie überwältigt, der Instinkt wirft sie darüber her; nicht wie dem brünstigen Schafmanne, der es nur als den Gegenstand seines Genusses fühlt, den also wieder die Sinnlichkeit überwältigt; nicht wie jedem andern Thier, dem das Schaf gleichgültig ist, das es also klar-dunkel vorbeistreichen läßt, weil ihn sein Instinkt auf etwas anders wendet. Nicht so dem Menschen. Sobald er in das Bedürfniß kommt, das Schaf kennen zu lernen: so störet ihn kein Instinkt; so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert: weiß, sanft, wollicht. — Seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal; das Schaf blöcket, sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket. Dieß Blöcken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder: weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blöckt, und nun erkennet sie's wieder. „Du bist das Blöckende!" fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie es deutlich, das ist, mit einem

Merkmal erkannte und nannte. Dunkler, so wäre es von ihr gar nicht wahrgenommen worden, weil keine Sinnlichkeit, kein Instinkt zum Schafe ihr den Mangel des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte. Deutlich unmittelbar, ohne Merkmal: so kann kein sinnliches Geschöpf außer sich empfinden, da es immer andre Gefühle unterdrücken, gleichsam vernichten, und also den Unterschied von zween durch ein drittes erkennen muß. Mit einem Merkmal also; und was war dieß anders, als ein innerliches Merkwort? „Der Schall des „Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kenn„zeichen des Schafs wahrgenommen, ward, kraft „dieser Bestimmung, Namen des Schafs, und „wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht „hätte." Er erkannte das Schaf am Blöcken: es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann — Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte? Käme er also auch nie in den Fall, einem andern Geschöpf diese Idee zu geben, und also dieß Merkmal der Besinnung ihm mit den Lippen vorblöcken zu wollen oder zu können: seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblöckt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wieder geblöckt, da sie ihn daran erkannte — die Sprache ist erfunden! eben so natürlich und dem Menschen nothwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war.

Die meisten, die über den Ursprung der Sprache geschrieben, haben ihn nicht hier auf dem einzigen

Punkte gesucht, wo er, meiner Meinung nach, gefunden werden konnte; und Vielen haben also so viel dunkle Zweifel vorgeschwebt, ob er irgendwo in der menschlichen Seele zu finden sey. Man hat ihn in der bessern Artikulation der Sprachwerkzeuge gesucht; als ob je ein Orang-Outang mit eben den Werkzeugen eine Sprache erfunden hätte! Man hat ihn in den Schällen der Leidenschaft gesucht; als ob nicht alle Thiere diese Schälle besäßen, und irgend Ein Thier aus ihnen Sprache erfunden hätte! Man hat ein Principium angenommen, die Natur und also auch ihre Schälle nachzuahmen; als wenn sich bei einer solchen blinden Neigung was gedenken ließe! Und als ob der Affe mit eben dieser Neigung, die Amsel, die die Schälle so gut nachäffen kann, eine Sprache erfunden hätten! Die meisten endlich haben eine bloße Konvention, einen Einvertrag angenommen, und dagegen hat Rousseau am stärksten geredet; denn was ist's auch für ein dunkles, verwickeltes Wort, ein natürlicher Einvertrag zur Sprache? Diese so vielfachen Falschheiten, die über den menschlichen Ursprung der Sprache gesagt waren, haben endlich die gegenseitige Meinung beinahe allgemein gemacht — ich hoffe nicht, daß sie es bleiben werde. Hier ist es keine Organisation des Mundes, die die Sprache schafft; denn auch der zeitlebens Stumme — war er Mensch, besann er sich: so lag Sprache in seiner Seele. Hier ist's kein Geschrei der Empfindung; denn nicht eine athmende Maschine, sondern ein besinnendes Geschöpf erfand Sprache. Kein Principium der Nachah-

mung in der Seele: die etwanige Nachahmung der Natur ist bloß ein Mittel zu Einem und dem einzigen Zweck, der hier erklärt werden soll. Am wenigsten ist's Einverständniß, willkührliche Konvention der Gesellschaft: der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet. Sie war Einverständniß seiner Seele mit sich selbst, und ein so nothwendiges Einverständniß, als der Mensch Mensch war. Wenn's andern unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können, so ist's mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, seyn konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu müssen.

Nichts wird diesen Ursprung deutlicher entwickeln, als die Einwürfe der Gegner. Der gründlichste*), der ausführlichste Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache wird eben, weil er durch die Oberfläche drang, die Andere nur berühren, fast ein Vertheidiger des wahren menschlichen Ursprungs. Er ist unmittelbar am Rande des Beweises stehen geblieben, und sein Haupteinwurf, bloß etwas richtiger erkläret, wird Einwurf gegen ihn selbst und Beweis vom Gegentheil seiner Meinung, der Menschenmöglichkeit der Sprache. Er will bewiesen haben: „daß der Gebrauch der Sprache zum Gebrau„che der Vernunft nothwendig sey." Hätte er das, so wüßte ich nicht, was anders damit bewiesen wäre, „als daß, da der Gebrauch der Vernunft dem Men„schen charakteristisch sey, der Gebrauch der Sprache

---

*) Süßmilchs angef. Schr. Absch. 2.

„es ihm eben so seyn müßte.“ Zum Unglück aber hat er seinen Satz nicht bewiesen. Er hat bloß mit vieler Mühe dargethan, daß so viel fein verflochtne Handlungen, als Aufmerksamkeit, Reflexion, Abstraktion u. s. w. nicht füglich ohne Zeichen geschehen können, auf die sich die Seele stütze; allein dieß nicht füglich, nicht leicht, nicht wahrscheinlich, erschöpfet die Sache noch nicht. So wie wir mit wenigen Abstraktionskräften nur wenige Abstraktion ohne sinnliche Zeichen denken können: so können andre Wesen mehr darohne denken; wenigstens folgt daraus noch nicht, daß an sich selbst keine Abstraktion ohne sinnliches Zeichen möglich sey. Ich habe erwiesen, daß der Gebrauch der Vernunft nicht etwa bloß füglich, sondern daß nicht der mindeste Gebrauch der Vernunft, nicht die einfachste, deutliche Anerkennung, nicht das simpelste Urtheil einer menschlichen Besonnenheit ohne Merkmal möglich sey; denn der Unterschied von zween läßt sich nur immer durch ein drittes erkennen. Eben dieß dritte, dieß Merkmal, wird mithin inneres Merkwort: also folgt die Sprache aus dem ersten Actus der Vernunft ganz natürlich. — Herr Süßmilch will darthun*): daß die höhern Anwendungen der Vernunft nicht ohne Sprache vor sich gehen könnten; und führt dazu Wolfs Worte an, der aber auch nur von diesem Falle in Wahrscheinlichkeiten redet. Der Fall thut eigentlich nichts zur Sache; denn die höhern Anwendungen der Vernunft, wie sie in den spekulativen Wissenschaften Platz finden, waren nicht

*) Ebendaselbst. S. 52.

zu dem ersten Grundstein des Sprachenbaues nöthig. Und doch ist auch dieser leicht zu erweisende Satz von Hrn. S. nur erläutert; da ich erwiesen zu haben glaube, daß selbst die erste, niedrigste Anwendung der Vernunft nicht ohne Sprache geschehen konnte. Allein wenn er nun folgert: „kein Mensch kann sich selbst Sprache erfunden haben, weil schon zur Erfindung der Sprache Vernunft gehöret, folglich schon Sprache hätte da seyn müssen, ehe sie da war:" so halte ich den ewigen Kreisel an, besehe ihn recht, und nun sagt er ganz was anders: ratio et oratio! Wenn keine Vernunft dem Menschen ohne Sprache möglich war: wohl, so ist die Erfindung dieser dem Menschen so natürlich, so alt, so ursprünglich, so charakteristisch, als der Gebrauch jener.

Ich habe Süßmilchs Schlußart einen ewigen Kreisel genannt; denn ich kann ihn eben sowohl gegen ihn, als er gegen mich drehen, und das Spiel kreiselt immer fort. Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Ohne Sprache und Vernunft ist er keines göttlichen Unterrichts fähig; und ohne göttlichen Unterricht hat er doch keine Vernunft und Sprache — wo kommen wir da je hin? Wie kann der Mensch durch göttlichen Unterricht Sprache lernen, wenn er keine Vernunft hat? Und er hat ja nicht den mindesten Gebrauch der Vernunft ohne Sprache. Er soll also Sprache haben, ehe er sie hat und haben kann: oder vernünftig werden können, ohne den mindesten eignen Gebrauch der Vernunft? Um der ersten Sylbe im göttlichen Unterricht fähig zu seyn, mußte er, wie Herr

Süßmilch selbst zugibt, ein Mensch seyn, das ist, deutlich denken können, und bei dem ersten deutlichen Gedanken war schon Sprache in seiner Seele da: sie war also aus eignen Mitteln und nicht mechanisch, durch göttlichen Unterricht, erfunden. Ich weiß wohl, was man bei diesem göttlichen Unterricht meistens im Sinne hat, nämlich den Sprachunterricht der Eltern an die Kinder; allein man besinne sich, daß das hier nicht der Fall ist. Eltern lehren die Kinder nie Sprache, ohne daß diese nicht immer selbst mit erfänden; jene machen diese nur auf Unterschiede der Sachen, mittelst gewisser Wortzeichen, aufmerksam, und so e r s e t z e n sie ihnen nicht etwa, sondern e r l e i c h t e r n und b e f ö r d e r n ihnen nur den Gebrauch der Vernunft durch die Sprache. Will man solche übernatürliche Erleichterung annehmen, so geht das meinem Zweck nichts an; nur alsdann hat Gott durchaus f ü r die Menschen keine Sprache e r f u n d e n, sondern diese haben immer noch mit Wirkung eigner Kräfte, nur unter höherer Veranstaltung, sich ihre Sprache f i n d e n müssen. Um das erste Wort, als Wort, d. i. als Werkzeichen der Vernunft, auch aus dem Munde Gottes empfangen zu können, war Vernunft nöthig; und der Mensch mußte dieselbe Besinnung anwenden, dieß Wort, als Wort zu verstehen, als hätte er's ursprünglich ersonnen. Alsdann streiten alle Waffen meines Gegners gegen ihn selbst. Der Mensch mußte wirklichen Gebrauch der Vernunft haben, um göttliche Sprache zu lernen: den hat immer ein lernendes Kind auch, wenn es nicht, wie ein Papagei, bloß Worte ohne Gedanken sagen soll.

Was wären das aber für würdige Schüler Gottes, die so lernten? Und wenn die ewig so gelernt hätten, wo hätten wir denn unsre Vernunftsprache her?

Ich schmeichle mir, daß, wenn mein würdiger Gegner noch lebte, er einsähe, daß sein Einwurf, etwas mehr bestimmt, selbst der stärkste Beweis gegen ihn werde, und daß er also absichtslos in seinem Buche selbst Materialien zu seiner Widerlegung zusammengetragen. Er würde sich nicht hinter das Wort „Vernunftfähigkeit, die aber noch nicht „im mindesten Vernunft ist" verstecken; denn man kehre wie man wolle, so werden Widersprüche. Ein vernünftiges Geschöpf ohne den mindesten Gebrauch der Vernunft; oder ein vernunftgebrauchendes Geschöpf ohne Sprache! Ein vernunftloses Geschöpf, dem Unterricht Vernunft geben kann; oder ein unterrichtfähiges Geschöpf, was doch ohne Vernunft ist! Ein Wesen ohne den mindesten Gebrauch der Vernunft; und doch Mensch! Ein Wesen, das seine Vernunft aus natürlichen Kräften nicht brauchen konnte, und doch beim übernatürlichen Unterricht natürlich brauchen lernte! Eine menschliche Sprache, die nicht menschlich war, d. i. die durch keine menschliche Kraft entstehen konnte; und eine Sprache, die doch so menschlich ist, daß sich ohne sie keine seiner eigentlichen Kräfte äußern kann! Ein Ding, ohne das er nicht Mensch war, und doch ein Zustand, da er Mensch war, und das Ding nicht hatte, das also da war, ehe es da war, sich äußern mußte, ehe es sich äußern konnte, u. s. w. — — Alle diese Widersprüche sind offenbar, wenn Mensch, Vernunft und Sprache für das Wirkliche genommen werden,

was sie sind, und das Gespenst von Worte, Fähigkeit, (Menschenfähigkeit, Vernunftfähigkeit, Sprachfähigkeit) in seiner Unbedeutung gezeigt wird.

„Aber die wilden Menschenkinder unter den Bären, hatten sie Sprache? Und waren sie nicht „Menschen?"*) Allerdings! nur zuerst Menschen in einem widernatürlichen Zustande, Menschen in Verartung. Leget den Stein auf diese Pflanze: wird sie nicht krumm wachsen? Und sie ist demungeachtet ihrer Natur nach eine aufschießende Pflanze, und hat ihre geradschießende Kraft selbst da geäußert, da sie sich dem Steine krumm umschlang. Also zweitens: selbst die Möglichkeit dieser Verartung zeigt menschliche Natur. Eben weil der Mensch keine so hinreißenden Instinkte hat, als die Thiere, weil er zu so mancherlei und zu Allem schwächer fähig, kurz, weil er Mensch ist: so konnte er verarten. Würde er wohl so bärenähnlich haben brummen, und so bärenähnlich haben kriechen lernen, wenn er nicht gelenksame Organe, wenn er nicht gelenksame Glieder gehabt hätte? Würde jedes andre Thier, ein Affe und Esel, es so weit gebracht haben? Wirkte also nicht wirklich seine menschliche Natur dazu, daß er so unnatürlich werden konnte? Aber drittens, blieb sie deßwegen noch immer menschliche Natur; denn brummte, kroch, fraß, witterte er völlig wie ein Bär? Oder wäre er nicht ewig ein strauchelnder, stammlender Menschenbär, und also ein unvollkommenes Doppelgeschöpf geblieben? So wenig sich nun seine Haut und sein Antlitz, seine Füße

*) Süßmilch. S. 47.

und seine Zunge in völlige Bärengestalt ändern und wandeln konnten: so wenig (lasset uns nimmer zweifeln!) konnte es die Natur seiner Seele. Seine Vernunft lag unter dem Druck der Sinnlichkeit, der bärenartigen Instinkte begraben; aber sie war noch immer menschliche Vernunft, weil jene Instinkte ihm nimmer völlig zu Theil werden konnten. Daß dem also gewesen, zeigt endlich die Entwicklung der ganzen Scene. Als die Hindernisse weggewälzet, als diese Bärmenschen zu ihrem Geschlecht zurückgekehrt waren, lernten sie natürlicher aufrechtgehen und sprechen, als sie dort, immer unnatürlich, kriechen und brummen gelernt hatten. Dieß konnten sie immer nur bärenähnlich; jenes lernten sie in weniger Zeit ganz menschlich. Welcher ihrer vorigen Mitbrüder des Waldes lernte das mit ihnen? Und weil es kein Bär lernen konnte, weil er nicht Anlage des Körpers und der Seele dazu besaß: so mußte der Menschenbär diese ja noch immer im Zustande seiner Verwilderung erhalten haben. Denn hätte sie ihm bloß der Unterricht, die Gewohnheit gegeben, warum nicht dem Bären? Und was hieße es doch, jemand durch Unterricht Vernunft und Menschlichkeit geben, der sie nicht schon hat? Vermuthlich hat alsdann diese Nadel dem Auge die Sehkraft gegeben, dem sie die Staarhaut wegschaffet. — Was wollen wir also aus dem unnatürlichsten Falle von der Natur schließen? Gestehen wir aber ein, daß er ein unnatürlicher Fall sey: wohl, so bestätigt er die Natur, und weiset durch seine Abweichung auf die Menschenmöglichkeit der Sprache in einem bessern Zustande.

Die ganze Rousseausche Hypothese von Ungleichheit der Menschen ist, bekannter Weise, auf solche Fälle der Abartung gebauet; und seine Zweifel gegen die Menschlichkeit der Sprache betreffen also entweder falsche Ursprungsarten, oder die beregte Schwierigkeit, daß schon Vernunft zur Spracherfindung gehöret hätte. Im ersten Fall haben sie Recht; im zweiten sind sie widerlegt, und lassen sich aus Rousseaus Munde selbst widerlegen. Sein Phantom, der Naturmensch, dieß entartete Geschöpf, das er auf der Einen Seite mit der Vernunftfähigkeit abspeiset, wird auf der andern mit der Perfektibilität, und zwar mit ihr als Charaktereigenschaft, in so hohem Grade belehnet, daß er dadurch von allen Thiergattungeu lernen könne; und was hat Rousseau ihm hiemit nicht zugestanden? Mehr, als wir wollen und brauchen. Der erste Gedanke „siehe! das ist dem Thier eigen, der Wolf „heult, der Bär brummt," schon der ist (in einem solchen Lichte gedacht, daß er sich mit dem zweiten verbinden konnte „das habe ich nicht!") wirkliche Reflexion; und nun der dritte und vierte „wohl, „das wäre auch meiner Natur gemäß, das könnte „ich nachahmen, dadurch wird mein Geschlecht voll„kommen," welche Menge von feinen, fortschließenden Reflexionen! da das Geschöpf, das nur die erste sich aus einandersetzen konnte, schon Sprache der Seele haben mußte, indem es schon die Kunst zu denken besaß, die die Kunst zu sprechen schuf. Der Affe äffet immer nach, aber nachgeahmt hat er nie; er hat nie mit Besonnenheit zu sich gesprochen „das „will ich nachahmen, um mein Geschlecht vollkomm-

„ner zu machen.“ Denn hätte er das je, hätte er eine einzige Nachahmung sich zu eigen gemacht, und sie in seinem Geschlecht mit Wahl und Absicht verewigt; hätte er auch nur ein einzigesmal eine einzige solche Reflexion denken können — denselben Augenblick war er kein Affe mehr. In aller seiner Affengestalt, ohne einen Laut seiner Zunge, war er inwendig ein sprechender Mensch, der sich über kurz oder lang seine äußerliche Sprache erfinden mußte. Welcher Orang-Outang aber hat je mit allen seinen menschenähnlichen Sprachwerkzeugen ein einziges Wort gesprochen, das der Grundstein einer menschenähnlichen Sprache geworden wäre?

Es gibt freilich noch Negerbrüder in Europa, die da sagen „ja vielleicht! wenn er nur sprechen „wollte, oder in Umstände käme, in denen er spre„chen müßte.“ Beide Wenn sind durch die Thiergeschichte genugsam widerlegt; und durch die Werkzeuge wird, wie gesagt, bei den Affen das Können nicht aufgehalten.*) Er hat einen Kopf von außen und innen, wie wir; hat er aber je geredet? Papagei und Staar haben menschliche Schälle gelernt; haben sie aber auch ein menschliches Wort gedacht? — Ueberhaupt gehen uns hier noch die äußern Schälle der Worte nicht an; wir reden von der innern, nothwendigen Genesis eines Worts, als dem Merkmale einer deutlichen Besinnung; wann hat dieß je eine Thierart, auf welche Weise es sey,

*) Aus Campers Zergliederung des Orang-Outang (S. seine übersetzten kleinen Schriften) erhellet, daß diese Behauptung zu kühn ist; sie war indessen damals, als ich dieses schrieb, der Anatomiker gemeine Meinung.

geäußert? Abgemerkt müßte dieser Faden der Gedanken, dieser Discurs der Seele, immer werden können, er äußere sich, wie er wolle; dieß geschieht aber nie. Der Fuchs hat tausendmal so gehandelt, als ihn Aesop handeln läßt; er hat aber nie in Aesops Sinne gehandelt, und das erstemal, daß er das kann, wird Meister Fuchs sich seine Sprache erfinden, und über Aesop so fabeln können, als Aesop jetzt über ihn fabelt. Der Hund hat viele Worte und Befehle verstehen gelernt; nicht aber als Worte, sondern als Zeichen, mit Gebehrden, mit Handlungen verbunden; verstünde er je ein einziges Wort im menschlichen Sinne, so diente er nicht mehr, so schaffte er sich selbst Kunst und Republik und Sprache. Man sieht, wenn man einmal den genauen Punkt der Sprachgenese verfehlt, so ist das Feld des Irrthums zu beiden Seiten groß: da ist die Sprache bald so übermenschlich, daß Gott sie erfinden muß, bald so unmenschlich, daß jedes Thier sie erfinden könnte, wenn es sich die Mühe nähme. Das Ziel der Wahrheit ist nur ein Punkt: auf den hingestellet, sehen wir auf alle Seiten, warum kein Thier Sprache erfinden kann, kein Gott Sprache erfinden darf, und der Mensch, als Mensch, Sprache erfinden kann und muß.

Weiter mag ich aus der Metaphysik die Hypothese des göttlichen Sprachenursprunges nicht verfolgen, da psychologisch ihr Ungrund darin gezeigt ist, daß, um die Sprache der Götter im Olymp zu verstehen, der Mensch schon Vernunft, folglich schon Sprache haben müsse. Noch weniger kann ich mich in ein angenehmes Detail der Thiersprachen einlas-

sen, da sie doch alle, wie wir gesehen, total und incommensurabel von der menschlichen Sprache abstehen. Dem ich am ungernsten entsage, wären hier die mancherlei Aussichten, die von diesem genetischen Punkt der Sprache in der menschlichen Seele, in die weiten Felder der Logik, Aesthetik und Psychologie, insonderheit über die Frage gehen: wie weit kann man ohne, was muß man mit der Sprache denken? — eine Frage, die sich nachher in Anwendungen fast über alle Wissenschaften ausbreitet. Hier sey es genug: die Sprache, als den wirklichen Unterscheidungscharakter unsrer Gattung von außen zu bemerken, wie es die Vernunft von innen ist.

In mehr als Einer Sprache hat also auch Wort und Vernunft, Begriff und Wort, Sprache und Ursache Einen Namen, und diese Synonymie enthält ihren ganzen genetischen Ursprung. Bei den Morgenländern ist's der gewöhnliche Idiotismus geworden, das Anerkennen einer Sache Namengebung zu nennen; denn im Grunde der Seele sind beide Handlungen eins. Sie nennen den Menschen das redende Thier, und die unvernünftigen Thiere die Stummen. Der Ausdruck ist sinnlich, charakteristisch: auch das griechische ἄλογος fasset beides. Es wird sonach die Sprache eine Aeußerung, ein Ausdruck und Organ des Verstandes, ein künstlicher Sinn der menschlichen Seele; wie sich die Sehekraft jener sensitiven Seele der Alten das Auge, und der Instinkt der Biene seine Zelle bauet.

Vortrefflich, daß dieser neue, künstliche Sinn

des Geistes gleich in seinem Ursprunge wieder ein Mittel der Verbindung ist und seyn muß! Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire, oder zu dialogiren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit andern dialogiren zu können. Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und wird Mittheilungswort für andre.

— Sic verba, quibus voces sensusque notarent
Nominaque invenere — —

Horat.

Dritter Abschnitt.

Der Brennpunkt ist angezeigt, auf welchem Prometheus himmlischer Funke in der menschlichen Seele zündete. Beim ersten erfaßten Merkmal ward Sprache; welches waren aber die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache?

I. Töne.

Cheselden's Blinder*) zeigt, wie langsam sich das Gesicht entwickle, wie schwer die Seele zu den Begriffen von Raum, Gestalt und Farbe kom-

*) Philos. Transact. — Abdrigment — auch in Cheselden's Anatomy, in Smith-Kästners Optik, in Büffons Naturgeschichte, Encyklopädie und zehn kleinen französischen Wörterbüchern unter Aveugle.

me, wie viel Versuche gemacht, wie viel Meßkunst erworben werden müsse, um diese Merkmale deutlich zu gebrauchen; das war also nicht der füglichste Sinn zur Sprache. Zudem waren seine Phänomene so kalt und stumm, die Empfindungen der gröbern Sinne wiederum so undeutlich und in einander gewebet, daß nach aller Natur, entweder Nichts, oder das Ohr der erste Lehrmeister der Sprache wurde.

Da ist z. B. das Schaf. Als Bild schwebet es dem Auge mit allen Gegenständen, Bildern und Farben auf Einer großen Naturtafel vor; wie viel ist in ihm, und dieß wie mühsam zu unterscheiden! Alle Merkmale sind verflochten neben einander; alle also noch unaussprechlich. Wer kann Gestalten reden? Wer kann Farben tönen? Der Mensch nimmt das Schaf unter seine tastende Hand: dieß Gefühl ist sicherer und voller; aber seine Merkmale sind so voll, so dunkel in einander. — Wer kann, was er fühlt, sagen? Aber horch! das Schaf blöket. Da reißt sich ein Merkmal von der Leinwand des Farbenbildes, worin so wenig zu unterscheiden war, von selbst los: es dringet tief und deutlich in die Seele. „Ha!" sagt der lernende Unmündige (wie jener Blindgewesene Cheselden's): „nun werde ich dich wieder kennen — du blökst." Die Turteltaube girrt, der Hund bellt: da sind drei Worte, weil er drei deutliche Ideen versuchte, diese in seine Logik, jene in sein Wörterbuch einzuzeichnen. Vernunft und Sprache thaten gemeinschaftlich einen furchtsamen Schritt, und die Natur kam ihnen auf halbem Weg entgegen durchs Gehör. Sie tönte ihnen das

Merkmal nicht bloß vor, sondern tief in die Seele es klang, die Seele haschte — da hat sie ein tönendes Wort!

Der Mensch ist also als ein horchendes, merkendes Geschöpf zur Sprache natürlich gebildet; und selbst ein Blinder und Stummer, siehet man, müßte Sprache erfinden, wenn er nur nicht fühllos und taub ist. Setzet ihn gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel: die Natur wird sich ihm durchs Ohr offenbaren. Tausend Geschöpfe, die er nicht sehen kann, werden doch mit ihm zu sprechen scheinen; und bliebe auch ewig sein Mund und sein Auge verschlossen, seine Seele bleibt nicht ganz ohne Sprache. Wenn die Blätter des Baumes dem armen Einsamen Kühlung herabrauschen, wenn der vorbeimurmelnde Bach ihn in den Schlaf wieget, und der säuselnde West seine Wangen fächelt; das blökende Schaf gibt ihm Milch, die rieselnde Quelle Wasser, der rauschende Baum Früchte; — Interesse genug, diese wohlthätigen Wesen zu kennen, Dringniß genug, ohne Augen und Zunge in seiner Seele sie zu nennen. Der Baum wird ihm der Rauscher, der West Säusler, die Quelle Riesler heißen; da liegt ein kleines Wörterbuch fertig, und wartet auf das Gepräge der Sprachorgane. Wie arm und sonderbar aber müßten die Vorstellungen seyn, die dieser Verstümmelte mit solchen Schällen verbindet! *)

---

*) Diderot ist in seinem lehrreichen Briefe sur les sourds et muets kaum auf diese Hauptmaterie gekommen, da er sich meistens nur mit Inversionen und andern Feinheiten in ihm beschäftigt.

Nun lasset dem Menschen alle Sinne frei; er sehe und taste und fühle zugleich alle Wesen, die in sein Ohr reden: welch ein weiterer Lehrsaal der Ideen und der Sprache! Führet keinen Merkur und Apollo, als Opernmaschinen von den Wolken herunter; die ganze, vieltönige, göttliche Natur ist dem Menschen Sprachlehrerinn und Muse. Da führet sie alle Geschöpfe bei ihm vorbei; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge, und nennet sich diesem verhülleten sichtbaren Gotte selbst als sein Vasall und Diener. Es liefert ihm, wie einen Tribut, sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es bei demselben künftig rufe und genieße. Ich frage ob je diese Wahrheit: „eben der Verstand, durch den der „Mensch über die Natur herrschet, war der Vater „einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schal„lender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung „abzog;" ich frage, ob je dieser trockne Satz auf morgenländische Weise edler und schöner könne gesagt werden, als: „Gott führte die Thiere zu ihm, „daß er sähe, wie er sie nennete; und wie er sie „nennen würde, so sollten sie heißen!" Auf morgenländische, poetische Weise kann es schwerlich bestimmter gesagt werden: „der Mensch erfand sich „selbst Sprache, aus Tönen lebender Natur, zu „Merkmalen seines herrschenden Verstandes." — Und das ist, was ich zu beweisen strebe.

Hätte ein Engel oder ein himmlischer Geist die Sprache erfunden: wie anders als daß ihr ganzer Bau ein Abdruck von der Denkart dieses Geistes seyn müßte? Denn woran könnte ich ein Bild, von

einem Engel gemahlt, kennen, als an dem Englischen, Ueberirdischen seiner Züge? Wo findet das aber bei unsrer Sprache statt? Bau und Grundriß, ja selbst der erste Grundstein dieses Pallasts verräth Menschheit.

In welcher Sprache sind himmlische, geistige Begriffe die ersten? Jene Begriffe, die auch nach der Ordnung unsers denkenden Geistes die ersten seyn müßten, die Subjekte, notiones communes, die Samenkörner unsrer Erkenntniß, die Punkte, um die sich alles wendet und alles zurückführt — sind diese lebenden Punkte Elemente der Sprache? Die Subjekte müßten doch natürlicher Weise vor dem Prädikat, und die einfachsten Subjekte vor den zusammengesetzten, das was da thut und handelt, müßte vor dem, was es handelt, das Wesentliche und Gewisse vor dem ungewissen Zufälligen vorhergegangen seyn; und in unsern ursprünglichen Sprachen findet durchgängig das offenbare Gegentheil statt. Ein hörendes, aufhorchendes Geschöpf ist kennbar, aber kein himmlischer Geist: denn tönende Verba sind die ersten Machtelemente der ältesten Sprachen. Tönende Verba? Handlungen, und noch nichts, was da handelt? Prädikate und noch kein Subjekt? Der himmlische Genius mag dieses sich fremd finden, aber nicht das sinnliche menschliche Geschöpf; denn was rührte dieß, wie wir gesehen haben, eben inniger, als diese tönenden Handlungen? Und was ist also die ganze Bauart der Sprache anders, als eine Entwicklungsweise seines Geistes, eine Geschichte seiner Entdeckungen? Der göttliche Ursprung der

Sprache erklärt nichts, und läßt nichts aus sich erklären; er ist, wie Bako von einer andern Sache sagt, eine heilige Vestalinn, Gott geweihet, aber unfruchtbar, fromm, aber zu nichts nütze! Der menschliche Ursprung erkläret alles und also sehr vieles.

Das erste Wörterbuch war aus den Lauten der Welt gesammelt. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name; die menschliche Seele prägte ihr Bild darauf, dachte sie als Merkzeichen: wie nun anders, als daß diese tönenden Interjektionen die ersten Machtworte der Sprache würden? Und so sind z. B. die morgenländischen Sprachen voll Verba als Grundwurzeln der Sprache. Der Gedanke an die Sache selbst schwebte noch zwischen dem Handelnden und der Handlung: der Ton mußte die Sache bezeichnen, so wie die Sache den Ton gab; aus den Verbis wurden also Nomina, und Nomina aus den Verbis. Das Kind nennet das Schaf, als Schaf nicht, sondern als ein blökendes Geschöpf, und macht also die Interjektion zu einem Verbo. Im Stufengange der menschlichen Sinnlichkeit wird diese Sache erklärbar, aber nicht in der Logik des höheren Geistes.

Alle alten, wilden Sprachen sind voll von diesem Ursprunge; und in einem „philosophischen „Wörterbuch der Morgenländer" wäre jedes Stammwort mit seiner Familie recht gestellet und gesund entwickelt, eine Charte vom Gange des menschlichen Geistes, eine Geschichte seiner Entwicklung, und ein ganzes solches Wörterbuch die vortrefflichste Probe von der Erfindungskunst der mensch-

lichen Seele. Ob aber auch von der Sprach= und Lehrmethode Gottes? Ich zweifle.

Indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß er denkt, sie lebe, sie spreche, sie handle. Jener Wilde sah den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel, und bewunderte ihn; der Gipfel rauschte: das, sprach er, ist webende Gottheit! er fiel nieder und betete an. Sehet da die Geschichte des sinnlichen Menschen, das dunkle Band, wie aus den Verbis Nomina werden, und zugleich den leichtesten Schritt zur Abstraktion.

Bei den Wilden von Nordamerika z. B. ist noch alles belebt: jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist; und daß es bei Griechen und Morgenländern eben so gewesen, davon zeugt ihr ältestes Wörterbuch, ihre älteste Grammatik. Sie sind, wie es die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon, ein Reich belebter, handelnder Wesen.

Indem der Mensch aber alles auf sich bezog; indem alles mit ihm zu sprechen schien, und wirklich für oder gegen ihn handelte; indem er also an ihm oder dagegen Theil nahm, es liebte oder haßte, und sich alles menschlich vorstellte: so drückten sich alle diese Spuren der Menschlichkeit natürlich auch in die ersten Namen. Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Theilnehmung oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus diesem Gefühl in so vielen Sprachen die Artikel. Da wurde alles menschlich zu Weib und Mann personificirt: überall Götter, Göttinnen, handelnde, bösartige oder gute Wesen; der brausende Sturm,

und der süße Zephyr, die klare Wasserquelle und der mächtige Ocean — ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben, den Verbis und Nominibus der alten Sprachen, und das älteste Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur war. In diesem Betracht ist die Sprache jener alten Wilden ein Studium in den Irrgängen menschlicher Phantasie und Leidenschaften, wie ihre Mythologie. Jede Familie von Wörtern ist ein verwachsnes Gebüsch rings um eine sinnliche Hauptidee, wie um eine heilige Eiche, auf der noch Spuren sind, welchen Eindruck der Erfinder von ihrer Dryade hatte. Die Gefühle sind zusammengewebt: was sich beweget, lebt; was da tönet, spricht — und da es für oder wider dich tönt, so ist's Freund oder Feind; Gott oder Göttinn; es handelt aus Leidenschaften, wie du!"

Ein menschliches, sinnliches Geschöpf liebe ich über diese Denkart: ich sehe überall den schwachen, schüchternen Empfindsamen, der lieben oder hassen, trauen oder fürchten muß, und diese Empfindungen aus seiner Brust über alle Wesen ausbreiten möchte. Ich sehe überall das schwache und doch mächtige Geschöpf, das das ganze Weltall nöthig hat, und alles mit sich in Krieg und Frieden verwickelt; das von allem abhängt, und doch über alles herrschen möchte. — Die Dichtung und die Geschlechterschaffung der Sprache sind also Interesse der Menschheit, und die Genitalien der Rede gleichsam das Mittel ihrer Entstehung. Aber nun — wenn sie ein höherer Genius aus den Sternen hinunter ge-

bracht hätte; wie? wurde dieser Genius aus den Sternen auf unserer Erde unter dem Monde auch in solche Leidenschaften von Liebe und Schwachheit, von Haß und Furcht verwickelt, daß er alles in Zuneigung und Haß verflocht, daß er alle Worte mit Furcht und Freude bezeichnete, daß er endlich alles auf Begattungen bauete? Sah und fühlte er, wie ein Mensch siehet und fühlet, daß sich ihm die Nomina in Geschlechter und Artikel paaren mußten, daß er die Verba thätig und leidend zusammen gab, ihnen so viel ächte nnd Doppelkinder zuerkannte, kurz, daß er die ganze Sprache auf das Gefühl menschlicher Schwachheiten bauete? Sah und fühlte er so?

Einem Vertheidiger des übernatürlichen Ursprunges ist's göttliche Ordnung der Sprache: „daß die „meisten Stammwörter einsylbig, die Verba meistens zweisylbig sind, und also die Sprache nach „dem Maße des Gedächtnisses eingetheilt sey.“ Das Faktum ist nicht genau, und der Schluß unsicher. In den Resten der für die älteste angenommenen Sprache sind die Wurzeln ordentlicher Weise zweisylbige Verba; welches ich aus dem vorigen sehr gut erklären kann, da die Hypothese des Gegentheils keinen Grund findet. Diese Verba nämlich sind auf die Laute und Interjektionen der tönenden Natur gebauet, die oft noch in ihnen tönen, hie und da auch noch als Interjektionen aufbehalten sind; meistens aber mußten sie, als halbinartikulirte Töne, verloren gehen, da sich die Sprache formte. In den morgenländischen Sprachen fehlen also diese ersten Versuche der stam-

melnden Zunge; aber, daß sie fehlen, und nur ihre regelmäßigen Reste in den Verbis tönen, das eben zeugt von der Ursprünglichkeit und Menschlichkeit der Sprache. Sind diese Stammwörter Schätze und Abstraktionen aus dem Verstande Gottes, oder sind sie die ersten Laute des horchenden Ohrs, die ersten Schälle der stammelnden Zunge? Das Menschengeschlecht in seiner Kindheit hat sich eben die Sprache geformt, die ein Unmündiger stammlet: es ist das lallende Wörterbuch der Ammenstube, das natürlich im Munde der Erwachsenen sich sehr verändert.

Was so viele Alte sagen und so viele Neuere nachgesagt haben, nimmt hieraus, wie ich glaube, sein sinnliches Leben: „daß nämlich Poesie älter gewesen sey, als Prosa!“ Denn, was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur; aus den Interjektionen aller Wesen genommen, und von Interjektionen menschlicher Empfindung belebet; die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung personificirt; ein Wörterbuch der Seele, das zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopee von den Handlungen und Reden Aller war. Also eine beständige Fabeldichtung voll Leidenschaft und Interesse: was ist Poesie anders? —

Ferner: Die Tradition des Alterthums sagt: die erste Sprache des menschlichen Geschlechts sey Gesang gewesen; und viele gute musikalische Leute haben geglaubt, die Men-

schen könnten diesen Gesang wohl den Vögeln müßiger Weise abgelernt haben; — das ist freilich viel geglaubt! Eine große wichtige Uhr mit ihren scharfen Rädern und neugespannten Federn und Centnergewichten kann wohl ein Glockenspiel von Tönen machen; aber den neugeschaffnen Menschen mit seinen wirksamen Triebfedern, mit seinen Bedürfnissen, mit seinen starken Empfindungen, mit seiner fast blind beschäftigten Aufmerksamkeit, und endlich mit seiner rohen Kehle dahinsetzen, um die Nachtigall nachzuäffen, und sich von ihr eine Sprache zu ersingen, ist, in wie vielen Geschichten der Musik und Poesie es auch stehe, ziemlich unwahrscheinlich. Freilich wäre eine Sprache durch musikalische Töne möglich (wie auch Leibnitz*) auf den Gedanken gekommen ist). Aber für die ersten Naturmenschen war diese Sprache kaum möglich, so künstlich und fein ist sie. In der Reihe der Wesen hat jedes Ding seine Stimme und eine Sprache nach seiner Stimme. Die Sprache der Liebe ist im Neste der Nachtigall süßer Gesang, wie in der Höhle des Löwen Gebrüll; im Forste des Wildes wiehernde Brunst, und im Winkel der Katze Zettergeschrei; jede Gattung redet die ihrige, nicht für den Menschen, sondern für sich, und für sich so angenehm als Petrarchs Gesang an seine Laura. So wenig also die Nachtigall singt, um den Menschen, wie man sich einbildet, vorzusingen: so wenig wird der Mensch sich dadurch je Sprache erfinden wollen, daß er der Nachtigall nachtrillert. —

---

*) Oeuvres philosophiques publiées p. Raspe p. 232.

War die erste Sprache des Menschen Gesang: so war's Gesang, der ihm so natürlich, seinen Organen und Naturtrieben so angemessen war, als der Nachtigallengesang ihr selbst, die gleichsam eine schwebende Kehle ist; und das war eben unsre tönende Sprache. Condillac, Rousseau und Andere sind hier sehr auf den Weg gekommen, indem sie die Prosodie und den Gesang der ältesten Sprachen vom Laut der Empfindung herleiten; denn ohne Zweifel belebte die Empfindung jene ersten Töne und erhob sie. So wie aber aus den bloßen Tönen der Empfindung nie eine menschliche Sprache entstehen konnte, die dieser Gesang doch war, so fehlt noch etwas, ihn hervorzubringen: und das war eben die Namennennung eines jeden Geschöpfs nach seiner Sprache. Da sang und tönte also die ganze Natur dem Menschen vor: und der Gesang des Menschen ward ein Concert aller dieser Stimmen, so fern sie sein Verstand brauchte, seine Empfindung faßte, seine Organe sie ausdrücken konnten. Es ward Gesang, aber weder Nachtigallenlied, noch Leibnitzens musikalische Sprache, noch ein bloßes Empfindungsgeschrei der Thiere: Ausdruck der Sprache aller Geschöpfe, innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme.

Selbst als die Sprache späterhin regelmäßiger und eintöniger gereihet wurde, blieb sie noch immer eine Gattung Gesang, wie es die Accente so vieler Wilden bezeugen; und daß aus diesem Gesange, als solcher nachher veredelt und verfeinert ward, die älteste Poesie und Musik entstanden, hat jetzt schon mehr als Einer bewiesen. Der philoso=

phische Engländer*), der sich in unserm Jahrhunderte an diesen Ursprung der Poesie und Musik machte, hätte am weitesten kommen können, wenn er nicht den Geist der Sprache von seiner Untersuchung ausgeschlossen hätte, auch minder auf sein System ausgegangen wäre, Poesie und Musik auf Einen Vereinigungspunkt einzuschließen, als auf den Ursprung beider aus der ganzen Natur des Menschen. Ueberhaupt, da die besten Stücke der alten Poesie Reste dieser sprachsingenden Zeiten sind: so sind die Mißkenntnisse zahlreich, die man unter dem Namen der Geschmacksfehler aus dem Gange der ältesten Gedichte, der griechischen Trauerspiele und Deklamationen herausbuchstabirt hat. Wie viel hätte hier noch ein Philosoph zu sagen, der unter den Wilden, wo gewissermaßen noch dieß Zeitalter lebt, den Ton gelernt hätte, diese Stücke zu lesen! — Doch ich verlöre mich in ein zu weites Feld, wenn ich mich in fernere einzelne Sprachanmerkungen einlassen wollte; also zurück auf den ersten Erfindungsweg der Sprache!

Wie aus Tönen, vom Verstande zu Merkmalen geprägt, Worte wurden, war sehr begreiflich; aber nicht alle Gegenstände tönen. Woher nun für diese sinnliche Merkworte, bei denen die Seele sie nenne? woher dem Menschen die Kunst, was nicht Schall ist, in Schall zu verwandeln? Was hat die Farbe, die Rundheit, mit dem Namen gemein, der aus ihr so natürlich entstehe, wie der

---

*) Brown.

Name Blöken aus dem Schafe? Die Vertheidiger des übernatürlichen Ursprunges der Sprache wissen hier sogleich Rath. „Willkürlich! sagen sie; wer „kann's begreifen und im Verstande Gottes nachsu„chen, warum grün grün und nicht blau heiße? „Ohne Zweifel hat's ihm so beliebt!" und damit ist der Faden abgeschnitten. Alle Philosophie über die Erfindungskunst der Sprache schwebt also willkürlich in den Wolken, und für uns ist jedes Wort eine qualitas occulta. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Falle das Wort willkürlich nicht begreife. Eine Sprache willkürlich und ohne allen Grund der Wahl aus dem Gehirne zu erfinden, ist wenigstens für eine menschliche Seele, die zu allem einen, wenn auch nur einigen, Grund haben will, solch eine Qual, als für den Körper sich zu Tode streicheln zu lassen. Bei einem rohen, sinnlichen Naturmenschen überdem, dessen Kräfte noch nicht fein genug sind, um ins Unnütze hinzuspielen, der, ungeübt und stark, nichts ohne dringende Ursache thut, und nichts vergebens thun will, bei dem ist die Erfindung einer Sprache aus schaler, leerer Willkür, der ganzen Analogie seiner Natur entgegen; und es ist überhaupt der ganzen Analogie aller menschlichen Seelenkräfte entgegen, eine aus reiner Willkür ausgedachte Sprache.

Also zur Sache. Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch

II. eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte,

erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen?

Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns; und als solche fließen sie nicht Alle in Eins? Wir sind Ein denkendes sensorium commune, nur von verschiednen Seiten berührt. — Da liegt die Erklärung.

Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dieß gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, daß aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als Ein Beispiel bekannt, da Personen natürlich, vielleicht aus einem Eindrucke der Kindheit, nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandelung mit diesem Schalle jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedne, dunkle Gefühl verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat; denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen? Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne; nur bemerken wir sie nicht anders, als in Anwandlungen, die uns aus der Fassung setzen, in Krankheiten der Phantasie, oder bei Gelegenheiten, wo sie außerordentlich merkbar werden. Der gewöhnliche Lauf unsrer Gedanken geht so schnell, die Wellen unsrer Empfindungen rauschen so dunkel in einander, es ist auf einmal so viel in unsrer Seele, daß wir, in Absicht der meisten Ideen, wie im Schlummer an einer Wasserquelle sind, wo wir noch freilich das Rauschen jeder Welle hören, aber so leise, daß uns endlich der Schlaf

alles merkbare Gefühl nimmt. Wäre es möglich, daß wir die Kette unsrer Gedanken anhalten, und an jedem Gliede seine Verbindung suchen könnten: welche Sonderbarkeiten, welche fremde Analogien der verschiedensten Sinne würden wir wahrnehmen, nach denen doch die Seele geläufig handelt! Wir wären Alle, für ein bloß vernünftiges Wesen, jener Gattung von Verrückten ähnlich, die klug denken, aber sehr unbegreiflich und albern verbinden.

Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch viele verschiedne Sinne auf einmal empfinden, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind alle Sinne anders, als bloße Vorstellungsarten Einer positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie; aber wieder nur durch Sinne: also Vorstellungsarten durch Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe sie im Gebrauche trennen; in einem gewissen Grunde aber wirken sie noch immer zusammen. Alle Zergliederungen der Sensation bei Buffon's, Condillac's und Bonnet's empfindendem Menschen sind Abstraktionen: der Philosoph muß Einen Faden der Empfindung liegen lassen, indem er den andern verfolgt; in der Natur aber sind alle diese Fäden Ein Gewebe. Je dunkler nun die Sinne sind, desto mehr fließen sie in einander; und je ungeübter man ist, je weniger man noch gelernet hat, einen Sinn ohne den andern zu brauchen, ihn fertig und bequem zu brauchen, desto dunkler werden die Begriffe und Eindrücke, die sie uns gewähren. — Laßt uns dieß auf den Anfang der Sprache anwenden. Die Kindheit und Unerfahrenheit des menschlichen Geschlechts hat sie erleichtert.

Der Mensch trat in die Welt hin; von welchem Ocean wurde er auf einmal bestürmt! mit welcher Mühe lernte er unterscheiden! Sinne erkennen! erkannte Sinne allein gebrauchen! Das Sehen ist der kälteste Sinn; und wäre er immer so kalt, so entfernt, so deutlich gewesen, als er's uns durch eine Mühe und Uebung vieler Jahre geworden ist: so sehe ich freilich nicht, wie man, was man sieht, hörbar machen könne. Allein die Natur hat dafür gesorgt, und den Weg näher angezogen; denn selbst dieß Gesicht war, wie Kinder und Blindgewesene zeugen, Anfangs nur Gefühl. Die meisten sichtbaren Dinge bewegen sich; viele tönen in der Bewegung; wo nicht, so liegen sie dem Auge in seinem ersten Zustande gleichsam näher, unmittelbar auf ihm, und lassen sich also fühlen. Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen, z. B. hart, rauh, weich, wolligt, sammet, haarigt, starr, glatt, schlicht, borstig u. s. w., die doch alle nur Oberflächen betreffen, tönen alle, als ob man's fühlte. Die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in dem Bedürfniß war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß; so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte. Der Blitz schallet nicht; wenn er nun aber ausgedrückt werden soll, dieser Bote der Mitternacht,

Der jetzt im Nu enthüllet Himm'l und Erd
Und eh' ein Mensch noch sagen kann: sieh da!
Schon in den Schlund der Finsterniß hinab ist —

natürlich wird's ein Wort werden, das durch Hülfe

eines Mittelgefühls dem Ohr die Empfindung des Urplötzlichschnellen gibt, die das Auge hatte — Blitz! Die Worte: Duft, Ton, süß, bitter, sauer, u. s. w., tönen alle, als ob man fühlte; denn was sind ursprünglich alle Sinne anders, als Gefühl? Wie aber Gefühl sich in Laut äußern könne, das haben wir schon im ersten Abschnitte als ein unmittelbares Naturgesetz der empfindenden Maschine angenommen, das wir weiter nicht zu erklären vermögen.

Und so führen sich alle Schwierigkeiten auf folgende zwei erwiesene deutliche Sätze zurück:

1) Da alle Sinne nichts als Vorstellungsarten der Seele sind: so habe sie nur deutliche Vorstellung, mithin Merkmal; mit dem Merkmal hat sie innere Sprache.

2) Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der menschlichen Kindheit, nichts als Gefühlsarten Einer Seele sind; alles Gefühl aber, nach einem Empfindungsgesetz der thierischen Natur, unmittelbar seinen Laut hat: so werde dieß Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals erhöht, so ist das Wort zur äußern Sprache da. Hier kommen wir auf eine Menge sonderbarer Betrachtungen, „wie die Weisheit der „Natur den Menschen durchaus dazu organisirt hat, „um sich selbst Sprache zu erfinden.“ Hier ist die Hauptbemerkung.

„Da der Mensch bloß durch das Gehör die Spra„che der lehrenden Natur empfängt, und ohne „das die Sprache nicht erfinden kann: so ist „Gehör auf gewisse Weise der mittlere seiner „Sinne, die eigentliche Thür zur Seele, und

„das Verbindungsband der übrigen Sinne ge-
„worden." Ich will mich erklären.

1) Das Gehör ist der mittlere der menschlichen Sinne, an Sphäre der Empfindbarkeit von Außen. Das Gefühl empfindet alles nur in sich, und in seinem Organe; das Gesicht wirft uns große Strecken weit aus uns hinaus; das Gehör steht an Graden der Mittheilbarkeit in der Mitte. Was das für die Sprache thut? — Setzet ein Geschöpf, selbst ein vernünftiges Geschöpf, dem das Gefühl Hauptsinn wäre: wie klein ist seine Welt! und da es diese nicht durchs Gehör empfindet, so wird es sich vielleicht, wie das Insekt, ein Gewebe, aber nicht durch Töne eine Sprache bauen! Wiederum ein Geschöpf, ganz Auge: wie unerschöpflich ist die Welt seiner Beschauungen! wie unermeßlich weit wird es aus sich geworfen! in welche unendliche Mannichfaltigkeit zerstreuet! Seine Sprache, (wir haben davon keinen Begriff) würde eine Art unendlich feiner Pantomine, seine Schrift eine Algebra durch Farben und Striche werden; aber eine tönende Sprache wird sie nie. Wir hörenden Geschöpfe stehn in der Mitte: wir sehen, wir fühlen; und die gesehene, gefühlte Natur tönet. Sie wird Lehrmeisterinn zur Sprache der Töne; wir werden gleichsam Gehör durch alle Sinne.

Lasset uns diese Bequemlichkeit unsrer Stelle fühlen; denn durch sie wird jeder Sinn sprachfähig. Freilich gibt Gehör nur eigentlich Töne, und der Mensch kann nicht erfinden, sondern nur finden, nur nachahmen. Allein auf der einen Seite liegt das Gefühl neben an, auf der andern ist

das Gesicht der nachbarliche Sinn; die Empfindungen vereinigen sich und kommen also alle der Gegend nahe, wo Merkmale zu Schällen werden. So wird, was man sieht, so wird, was man fühlt, auch tönbar. Der Sinn zur Sprache ist unser Mittel- und Vereinigungssystem geworden; wir sind Sprachgeschöpfe.

2) Das Gehör ist der mittlere unter den Sinnen an Deutlichkeit und Klarheit; und also wiederum Sinn zur Sprache. Wie dunkel ist das Gefühl! Es wird übertäubt, es empfindet alles in einander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern: es wird unaussprechlich.

Wiederum das Gesicht ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, daß die Seele unter der Mannichfaltigkeit erliegt, und etwa Eins nur so schwach absondern kann, daß die Wiedererkennung daran schwach wird. Das Gehör ist in der Mitte. Alle in einander fallenden dunklen Merkmale des Gefühls lässet es liegen; alle zu feine Merkmale des Gesichts auch. Aber da reißt sich vom betasteten, betrachteten Objekt ein Ton los; in den sammeln sich die Merkmale jener beiden Sinne — der wird Merkwort. Das Gehör greift also von beiden Seiten um sich, macht klar, was zu dunkel, macht angenehmer, was zu helle war: bringt in das Dunkel-Mannichfaltige des Gefühls mehr Einheit, mehr Einheit in das Zuhell-Mannichfaltige des Gesichts; und da diese Anerkennung des Mannichfaltigen durch Eins, durch ein Merkmal, Sprache wird: so wird damit Sprache.

3) Das Gehör ist der mittlere Sinn in Ansehung der Lebhaftigkeit, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl überwältigt; das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig. Jenes dringt zu tief in uns, als daß es Sprache werden könnte; dieß bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsre Seele, daß er Merkmal werden muß; aber noch nicht so übertäubend, daß er nicht klares Merkmal werden könnte. — Das ist Sinn der Sprache.

Wie kurz, ermüdend und unausstehlich wäre die Sprache jedes gröbern Sinnes für uns! Wie verwirrend und kopfleerend für uns die Sprache des zu feinen Gesichts! Wer kann immer schmecken, fühlen und riechen, ohne nicht bald, wie Pope sagt, einen aromatischen Tod zu sterben? und wer immer mit Aufmerksamkeit ein Farbenklavier begaffen, ohne nicht bald zu erblinden? Aber hören, gleichsam hörend Worte denken, können wir länger und fast immer; das Gehör ist also für die Seele, was die grüne, die Mittelfarbe, fürs Gesicht ist: der Mensch ist zum Sprachgeschöpfe gebildet.

4) Das Gehör ist der mittlere Sinn, in Betracht der Zeit, in der es wirkt, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin: es regt unsre Saiten stark, aber kurz und sprengend; das Gesicht stellt uns alles auf einmal vor, und schreckt also den Lehrling durch die unermeßliche Tafel des Nebeneinander ab. Durch's Gehör, sehet, wie uns die Lehrmeisterinn der Sprache schone! Sie zählt uns nur einen Ton nach dem andern in die Seele,

gibt und ermüdet nie, gibt und hat immer mehr zu geben. Sie übet also das ganze Kunststück der Methode; sie lehret progressiv! Wer könnte da nicht Sprache fassen, sich Sprache erfinden!

5) Das Gehör ist der mittlere Sinn, in Absicht des Bedürfnisses sich auszudrücken, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirkt unaussprechlich-dunkel; allein um so weniger darf's ausgesprochen werden. Es geht so sehr unser Selbst an: es ist so eigennützig und in sich gesenket. Das Gesicht ist für den Spracherfinder unaussprechlich; allein was braucht's sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben, sie lassen sich durch Winke zeigen; die Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie streichen vorbei. Eben dadurch aber tönen sie auch: sie werden aussprechlich, weil sie ausgesprochen werden müssen; und dadurch, daß sie ausgesprochen werden müssen, durch ihre Bewegung, werden sie aussprechlich. — Welche Fähigkeit zur Sprache!

6) Das Gehör ist der mittlere Sinn, in Absicht seiner Entwicklung und also Sinn der Sprache. Gefühl ist der Mensch ganz: der Embryo in seinem ersten Augenblicke des Lebens fühlet wie der Junggeborne; das ist der Stamm der Natur, aus dem die zärteren Aeste der Sinnlichkeit wachsen, und der verflochtne Knäuel, aus dem sich alle feineren Seelenkräfte entwickeln. Wie entwickeln sich aber diese? Wie wir gesehen haben, durchs Gehör, indem die Natur die Seele zur ersten deutlichen Empfindung durch Schälle wecket, also gleich-

sam aus dem dunkeln Schlafe des Gefühls wecket und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet. — Wäre z. B. das Gesicht schon vor ihm entwickelt da, oder wäre es möglich, daß es anders als durch den Mittelsinn des Gehörs aus dem Gefühl erwecket wäre: welche weise Armuth, welche hellsehende Dummheit entsprände dem Menschen daher! Wie schwer würde es einem solchen Geschöpfe (ganz Auge), wenn es doch Mensch seyn sollte, das, was es sähe, zu benennen, und das kalte Gesicht mit dem wärmern Gefühl, mit dem ganzen Stamme der Menschheit zu verbinden. — Doch die Instanz selbst wird widersprechend; der Weg zu Entwicklung der Menschheit, den die Natur gewählet, ist besser und einzig. Da alle Sinne zusammen wirken, so sind wir durch's Gehör gleichsam immer in der Schule der Natur. Wir lernen abstrahiren, und zugleich sprechen; das Gesicht verfeint sich mit der Vernunft; Vernunft wird Gabe der Bezeichnung; und so, wenn der Mensch zu der feinsten Charakteristik sichtlicher Phänomene kommt, welch ein Vorrath von Sprache und Sprachähnlichkeiten liegt in ihm schon fertig! Er nahm den Weg aus dem Gefühl in den Sinn seiner Phantasmen nicht anders als über den Sinn der Sprache, und hat also gelernt tönen, sowohl was er siehet, als was er fühlte.

Könnte ich nun hier alle Enden zusammennehmen, und mit einemmal das Gewebe sichtbar machen, das menschliche Natur heißt: durchaus erschiene es als ein Gewebe zur Sprache. Dazu, sahen wir, war dieser positiven Denkkraft Raum und Sphäre ertheilet; dazu ihr Stoff und Materie abgewogen; dazu

Gestalt und Form geschaffen; dazu endlich Sinne organisirt und gereihet. Darum denkt der Mensch nicht heller, nicht dunkler; darum sieht und fühlt er nicht schärfer, nicht länger, nicht lebhafter; darum hat er diese, nicht mehr und nicht andre Sinne. Alles wiegt gegen einander, ist ausgespart und ersetzt, mit Absicht angelegt und vertheilet; Einheit und Zusammenhang, Proportion und Ordnung. Ein Ganzes zeigt sich hier, ein System, ein Geschöpf von Besonnenheit und Sprache, von Besinnung und Sprachschaffung. Wollte jemand nach allen Beobachtungen noch diese Bestimmung zum Sprachgeschöpfe läugnen, der müßte aus dem Beobachter der Natur erst ihr Zerstörer werden. Er müßte alle angezeigten Harmonien in Mißtöne zerreißen, das ganze Prachtgebäude der menschlichen Kräfte in Trümmer schlagen, seine Sinnlichkeit verwüsten, und statt des Meisterstücks der Natur ein Geschöpf fühlen, voll Mängel und Lücken, voll Schwächen und Convulsionen. Und wenn denn nun auf der andern Seite „die Sprache auch genau so ist, wie sie „nach dem Grundriß, und der Wucht des „vorigen Geschöpfes hat entstehen müssen" —

— — — Ich gehe das Letzte zu beweisen, obgleich hier mir noch ein sehr angenehmer Spaziergang vorläge, nach den Regeln der Sulzerschen Theorie des Vergnügens es zu berechnen, „was „eine Sprache durch's Gehör für uns für Vorzüge und Annehmlichkeiten vor der Sprache andrer „Sinne hätte?" Der Spaziergang führte aber zu weit, und man muß ihm entsagen, wenn noch die

Hauptstraße zu sichern und zu berichtigen vorliegt. — Also erstlich:

I. „Je älter und ursprünglicher die Sprachen „sind, desto mehr wird diese Analogie der „Sinne in ihren Wurzeln merklich!"

Wenn wir in spätern Sprachen den Zorn schon als Phänomenon des Gesichts, oder als Abstraktum in den Wurzeln charakterisiren, z. B. durch das Funkeln der Augen, das Glühen der Wangen u. s. w., und ihn also nur sehen oder denken: so höret ihn der Morgenländer. Er höret ihn schnauben, höret ihn brennenden Rauch und stürmende Funken sprühen. Das ward Name des Worts, die Nase Sitz des Zorns; das ganze Geschlecht der Zornwörter und Zornmetaphern schnauben gleichsam ihren Ursprung.

Wenn uns das Leben sich durch Pulsschlag, durchs Wallen und andere seine Merkmale auch in der Sprache äußert: so offenbarte es sich Jenem lautathmend. Der Mensch lebte, da er hauchte; starb, da er aushauchte; und man hört die Wurzel des Worts, wie den ersten belebten Adam, hauchen.

Wenn wir das Gebären nach unsrer Art charakterisiren: so hört jener auch in den Benennungen Geschrei der Mutterangst, oder bei Thieren das Ausschütteln eines Fruchtschlauches; um diese Mittel-Idee winden sich seine Bilder.

Wenn wir im Wort Morgenröthe etwa das Schöne, Glänzende, Frische dunkel hören: so fühlt der harrende Wandrer im Orient auch in der Wurzel des Worts den ersten, schnellen, erfreulichen Lichtstrahl, den unser einer vielleicht nie gesehen, wenigstens nie mit dem Geiste gefühlt hat.

Die Beispiele aus den alten und wilden Sprachen wären unzählig, wie herzlich und starkempfindend sie aus Gehör und Gefühl charakterisiren, und „ein „Werk von der Art, das so recht das Grundgefühl „solcher Ideen bei verschiednen Völkern aufsuchte,“ wäre eine völlige Demonstration für meinen Satz, und für die menschliche Erfindung der Sprache.

II. „Je älter und ursprünglicher die Sprachen „sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die „Gefühle in den Wurzeln der Wörter!“

Man schlage das erste, beste morgenländische Wörterbuch auf, und man wird den Drang sehen, sich ausdrücken zu wollen. Wie der Erfinder Ideen aus einem Gefühl hinaus riß und für ein anderes borgte! wie er bei den schwersten, kältesten, deutlichsten Sinnen am meisten borgte! wie Alles Gefühl und Laut werden mußte, um Ausdruck zu werden! Daher die starken, kühnen Metaphern in den Wurzeln der Worte; daher die Uebertragungen aus Gefühl in Gefühl, so daß die Bedeutungen eines Stammworts, und noch mehr seiner Abstammungen, gegen einander gesetzt, oft das bunteste Gemählde werden. Die genetische Ursache liegt in der Armuth der menschlichen Seele, und im Zusammenfluß der Empfindungen eines rohen Menschen. Man sieht sein Bedürfniß, sich auszudrücken, so deutlich; man sieht's in immer größerem Maß, je weiter die Idee vom Gefühl und Ton in der Empfindung weglag, daß man nicht mehr an der Menschlichkeit des Ursprungs der Sprache zweifeln darf. Denn wie wollen die Verfechter einer andern Entstehung diese D u r c h w e b u n g d e r I d e e n in den Wurzeln der

Wör-

Wörter erklären? War Gott so Ideen- und Wortarm, daß er zu dergleichen verwirrendem Wortgebrauch seine Zuflucht nehmen mußte? Oder war er so sehr Liebhaber von Hyperbolen und kühnen Metaphern, daß er diesen Geist bis in die Grundwurzeln seiner Sprache prägte?

Die sogenannte göttliche Sprache, die ebräische, ist mit diesen Kühnheiten ganz durchwebt, so daß der Orient auch die Ehre hat, sie mit seinem Namen zu bezeichnen. Allein, daß man doch ja nicht diesen Metapherngeist deßhalb asiatisch nenne, als wenn er sonst nirgend anzutreffen wäre! In allen wilden Sprachen lebt er; nur freilich in jeder nach Maße der Bildung der Nation und nach der Eigenheit ihrer Denkart. Ein Volk, das seine Gefühle nicht viel und nicht scharf unterschied, ein Volk, das nicht Herz genug hatte sich auszudrücken, und Ausdrücke mächtig zu rauben, wird auch über die Nüancen des Gefühls weniger verlegen seyn, oder sich mit schleichenden Halbausdrücken behelfen. Eine feurige Nation gegentheils offenbart ihren Muth in solchen Metaphern, sie möge im Orient oder in Nordamerika wohnen. Die aber in ihrem tiefsten Grunde die meisten solcher Verpflanzungen zeigt, deren Sprache ist voraus die ärmste, die älteste, die ursprünglichste gewesen, und die war ohne Zweifel im Orient.

Man siehet, wie schwer bei einer solchen Sprache „ein wahres Etymologikon" seyn müsse? Die so verschiednen Bedeutungen eines Radicis, die in einer Stammtafel abgeleitet und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden sollen, sind nur durch

dunkle Gefühle, durch flüchtige Nebenideen, durch Mitempfindungen verwandt, die aus dem Grunde der Seele steigen, und wenig in Regeln gefasset werden können. Ihre Verwandtschaften sind ferner so national, so sehr nach der eignen Denk- und Seh-Art des Volks, des Erfinders, in dem Lande, in der Zeit, unter den Umständen erzeuget, daß sie von einem Nord- und Abendländer schwer zu treffen sind, und in langen, kalten Umschreibungen unendlich leiden müssen. Da sie ferner von der Noth erzwungen, und im Affekt, im Gefühl, in der Verlegenheit des Ausdrucks erfunden wurden: welch ein Glück gehört dazu, dasselbe Gefühl zu treffen! Endlich, da in einem Wörterbuch dieser Art die Wörter und die Bedeutungen Eines Worts aus so verschiednen Zeiten, Anlässen und Denkarten gesammelt werden sollen, und sich also diese augenblicklichen Bestimmungen ins Unendliche vermehren: wie vervielfältigt sich da die Mühe! Welch ein Scharfsinn wird erfordert, in diese Umstände und Bedürfnisse einzudringen, und welche Mäßigung, bei den Auslegungen verschiedner Zeiten darin Maß zu halten! Welche Kenntniß und Biegsamkeit der Seele endlich gehört dazu, sich so ganz diesen rohen Witz, diese kühne Phantasie, dieß Nationalgefühl fremder Zeiten zu geben, und es nach den unsrigen zu modernisiren! Aber eben damit würde auch „nicht „bloß in die Geschichte, Denkart und Lite„ratur des Landes, sondern überhaupt in die „dunkle Gegend der menschlichen Seele „eine Fackel getragen, wo sich die Begriffe „durchkreuzen und verwickeln, wo die ver-

„schiedensten Gefühle einander erzeugen, „wo eine dringende Gelegenheit alle „Kräfte der Seele aufbietet und die „ganze Erfindungskraft, deren sie fä„hig ist, zeiget." Jeder Schritt wäre in einem solchen Werk Entdeckung, und jede neue Bemerkung hierüber gäbe eine immer vollständigere Induction des Beweises von der Menschlichkeit des Ursprungs der Sprache.

Schultens hat sich an der Entwicklung einiger solchen Originum der hebräischen Sprache Ruhm erworben: jede seiner Entwickelungen ist eine Probe meiner Regel. Ich glaube aber vieler Ursachen wegen nicht, daß die Origines der ersten menschlichen Sprache, wenn es auch die hebräische wäre, je vollständig entwickelt werden können. — —

Ich folgere noch eine Anmerkung, die zu allgemein und wichtig ist, um übergangen zu werden. Der Grund der kühnen Wortmetaphern lag in ihrer ersten Erfindung; aber wie? wenn spät nachher, da schon alles Bedürfniß weggefallen ist, aus bloßer Nachahmungssucht, oder aus Liebe zum Alterthum dergleichen Wort- und Bildergattungen nicht nur bleiben, sondern gar noch ausgedehnt und erhöhet werden? Dann, o dann wird jener erhabne Unsinn, jenes aufgedunsene Wortspiel daraus, das es im Anfange eigentlich nicht war. Dort war's kühner, männlicher Witz, der dann vielleicht am wenigsten spielen wollte, wenn er am meisten zu spielen schien: es war rohe Erhabenheit der Phantasie, die solch Gefühl in solchem Worte herausarbeitete; aber nun im Gebrauche schaaler Nachahmer, ohne solches Ge-

fühl, ohne solche Gelegenheit — ach, der Ampullen von Worten ohne Geist! der schönen oder erhabnen Luftblasen! Und das ist „das Schicksal fast „aller derer Sprachen in spätern Zei„ten gewesen, deren erste Formen so „kühn waren." Die spätern französischen Dichter können sich nicht versteigen, weil die späten Erfinder ihrer Sprache sich nicht verstiegen haben; ihre Sprache ist Prose der gesunden Vernunft, und hat ursprünglich fast kein poetisches Wort, das dem Dichter eigen wäre; aber die Morgenländer? die Griechen? die Engländer? und wir Deutsche?

Daraus folgt: je älter eine Sprache ist, je mehr solcher Kühnheiten in ihren Wurzeln ist, hat sie lange gelebt, und lange sich fortgebildet; um so weniger muß man auf jede Kühnheit des Ursprunges losdringen, als wenn jeder dieser sich durchkreuzenden Begriffe auch jedesmal in jedem späten Gebrauche des Worts mit gedacht worden wäre. Die Metapher des Anfangs war Drang zu sprechen; nimmt man's nachher in jedem Fall, wo das Wort schon geläufig geworden war, und seine Schärfe abgenutzt hatte, für Fruchtbarkeit und Energie, alle solche Sonderbarkeiten zu verbinden: was für klägliche Beispiele wimmeln da in ganzen Schulen der morgenländischen Sprachen!

Noch eins. Wenn gar an solchen kühnen Wortkämpfen, an solchen Versetzungen der Gefühle in Einen Ausdruck, an solchen Durchkreuzungen der Ideen ohne Regel und Richtschnur gewisse feine Begriffe Eines Dogma, Eines Systems hangen, oder daran geheftet werden, oder daraus un-

tersucht werden sollen: Himmel! wie wenig waren diese Wortversuche einer werdenden oder früh gewordnen Sprache Definitionen eines Systems, und wie oft kommt man in den Fall, Wortidole zu schaffen, an die der Erfinder oder der spätere Gebrauch nicht dachte! — — Ich gehe zu einem neuen Kanon:

III. „Je ursprünglicher eine Sprache ist, je häu„figer solche Gefühle sich in ihr durchkreuzen, „desto weniger können diese einander genau „und logisch untergeordnet seyn. Eine solche „ist reich an Synonymen; bei aller wesentli„chen Dürftigkeit hat sie den größten unnöthi„gen Ueberfluß."

Die Vertheidiger des göttlichen Ursprunges, die in allem göttliche Ordnung zu finden wissen, können ihn hier schwerlich finden, und läugnen*) die Synonyme. — Sie läugnen? Wohlan, laß es seyn, daß unter den fünfzig Wörtern, die der Araber für den Löwen, unter den zweihundert, die er für die Schlange, unter den achtzig, die er für den Honig, und mehr als tausend, die er fürs Schwert hat, sich feine Unterschiede finden oder gefunden hätten, die aber verloren gegangen wären — Warum waren sie da, wenn sie verloren gehen mußten? Warum erfand Gott einen unnöthigen Wortschatz, den nur, wie die Araber sagen, ein göttlicher Prophet in seinem ganzen Umfange fassen konnte? — — Vergleichungsweise aber sind diese Worte doch immer Synonyme, in Betracht der vielen andern Ideen, für welche die Wörter gar mangeln. Nun entwickle man darin

*) Süßmilch. §. 9.

göttliche Ordnung, daß Er, der den Plan der Sprache übersah, für den Stein siebenzig Wörter erfand, und für alle so nöthigen Ideen, innerliche Gefühle, und Abstraktionen keine? daß Er dort mit unnöthigem Ueberfluß überhäufte, hier in der größten Dürftigkeit ließ, und das Bedürfniß nöthig machte, Metaphern zu usurpiren, halben Unsinn zu reden u. s. w.

Menschlich erklärt sich die Sache von selbst. So *uneigentlich schwere, seltene* Ideen ausgedrückt werden mußten, so *häufig* konnten's die *vorliegenden* und *leichten*. Je *unbekannter* man mit der Natur war; von je *mehrern* Seiten man sie aus Unerfahrenheit *ansehen* und kaum wieder erkennen konnte; je *weniger* man a priori, sondern nach *sinnlichen Umständen erfand*: desto mehr Synonyme. Je *Mehrere* erfanden, je *umherirrender* und *abgetrennter* sie erfanden, und doch nur meistens *in Einem Kreise* für *Einerlei* Sachen erfanden; wenn sie nachher zusammen kamen, wenn ihre Sprachen in einen Ocean von Wörterbuch flossen: desto mehr Synonyme. Verworfen konnten alle nicht werden; denn welche sollten es werden? Sie waren bei diesem Stamm, bei dieser Familie, bei diesem Dichter einmal gebräuchlich; es ward also, wie jener arabische Wörterbuchschreiber sagt, da er vierhundert Wörter vom Elend aufgezählt hatte, das vierhundertste Elend, die Wörter des Elends aufzählen zu müssen. Eine solche Sprache ist reich, weil sie arm ist, weil ihre Erfinder noch nicht Plan genug hatten, arm zu werden; und der müßige Erfinder eben der unvollkommensten Sprache wäre Gott?

Die Analogien aller wilden Sprachen bestätigen meinen Satz: jede ist auf ihre Weise verschwenderisch und dürftig, nur jede auf eigne Art. Wenn der Araber für Stein, Kameel, Schwert, Schlange (Dinge, unter denen er lebt,), so viel Wörter hat: so ist die ceylanische Sprache, den Neigungen ihres Volks gemäß, reich an Schmeicheleien, Titeln und Wortgepränge. Für das Wort „Frauenzimmer" hat sie nach Stand und Range zwölferlei Namen, da wir unhöfliche Deutsche z. E. hierin von unsern Nachbarn borgen müssen. Nach Stand und Range wird das Du und Ihr auf achterlei Weise gegeben, und das sowohl vom Taglöhner, als vom Hofmanne: der Wust ist Form der Sprache. In Siam gibt es achterlei Manieren Ich und Wir zu sagen, nachdem der Herr mit dem Knechte, oder der Knecht mit dem Herrn redet. Die Sprache der wilden Karaiben ist beinahe in zwo Sprachen der Weiber und Männer vertheilt, und die gemeinsten Sachen: Bette, Mond, Sonne, Bogen, benennen beide anders — welch ein Ueberfluß von Synonymen! Und doch haben eben diese Karaiben nur vier Wörter für die Farben, auf die sie alle andre beziehen müssen — welche Armuth! Die Huronen haben jedesmal ein doppeltes Verbum für eine beseelte und eine unbeseelte Sache: so daß Sehen bei „einen Stein sehen" und Sehen bei „einen Menschen sehen!" zween verschiedne Ausdrücke sind; man verfolge das durch die ganze Natur — welch ein Reichthum! „Sich seines Eigenthums bedienen," oder „des Eigenthums dessen, mit dem man redet," hat immer zwei verschiedene Wörter — welch ein

Reichthum! — In der peruanischen Hauptsprache nennen sich die Geschlechter so sonderbar abgetrennt, daß die Schwester des Bruders und die Schwester der Schwester, das Kind des Vaters und der Mutter ganz verschieden heißt; und doch hat eben diese Sprache keinen wahren Pluralis! Jede dieser Synonymien hängt so sehr mit Sitte, Charakter und Ursprung des Volks zusammen; überall aber charakterisirt sich der erfindende menschliche Geist. — Ein neuer Kanon:

IV. „So wie die menschliche Seele sich keiner „Abstraktion aus dem Reiche der Geister erinnern kann, zu der sie nicht durch Gelegenheiten und Erweckungen der Sinne gelangte: „so hat auch keine Sprache ein Abstraktum, zu „dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt „wäre. Und je ursprünglicher die Sprache, „desto weniger Abstraktionen, desto mehr „Gefühle."

Ich kann in diesem unermeßlichen Felde wieder nur einige Blumen brechen:

Der ganze Bau der morgenländischen Sprachen zeuget, daß alle ihre Abstrakta voraus Sinnlichkeiten gewesen: Der Geist war Wind, Hauch, Nachtsturm. Heilig hieß abgesondert, einsam; die Seele hieß der Othem; der Zorn, das Schnauben der Nase u. s. w. Die allgemeineren Begriffe wurden ihr also erst später durch Abstraktion, Witz, Phantasie, Gleichniß, Analogie u. s. w. angebildet; im tiefsten Abgrunde der Sprache liegt keine einzige!

Bei allen Wilden findet dasselbe nach Maß

ihrer Kultur statt. In der Sprache von Barantola wußte man nicht heilig, und bei den Hottentotten nicht das Wort Geist zu finden. Die Missionarien in allen Welttheilen klagen über die Schwierigkeit, christliche Begriffe den Wilden in ihren Sprachen mitzutheilen; und doch durften diese Mittheilungen ja nimmer eine scholastische Dogmatik, sondern nur die gemeinen Begriffe des gemeinen Verstandes seyn. Wenn man hie und da Proben ihres Vortrages unter den Wilden, auch nur unter den ungebildeten Sprachen Europens, z. B. der lappländischen, finnischen, esthnischen, übersetzt lieset, und die Sprachlehren und Wörterbücher dieser Völker siehet, so werden die Schwierigkeiten offenbar.

Will man den Missionarien nicht glauben, so lese man die Philosophen, de la Condamine in Peru und am Amazonenstrome, Maupertuis in Lappland u. s. w. — Zeit, Dauer, Raum, Wesen, Stoff, Körper, Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Erkenntlichkeit sind im Munde der Peruaner nicht; wenn sie gleich mit ihrer Vernunft oft zeigen, daß sie nach diesen Begriffen schließen, und mit ihren Thaten zeigen, daß sie diese Tugenden haben. So lange sie die Idee nicht als Merkmal sich deutlich gemacht haben, so lange haben sie dazu kein Wort.

„Wo also solche Worte in die Sprache hin„eingekommen sind, siehet man ihnen offenbar „ihren Ursprung an." Die Kirchensprache der russischen Nation ist meistens Griechisch: die christlichen Begriffe der Letten sind deutsche Worte

oder deutsche Begriffe lettisirt. Der Mexicaner, der seinen armen Sünder ausdrücken will, mahlt ihn, wie einen Knieenden, der Ohrenbeichte ablegt, und seine Dreieinigkeit, wie drei Gesichte mit Scheinen. Man weiß auf welchen Wegen die meisten Abstraktionen „in unsre wissenschaftliche Sprache" gekommen sind, in Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, in Philosophie und andre Systeme. Man weiß, wie oft Scholastiker und Polemiker nicht einmal mit Worten ihrer Sprache streiten konnten, und also Streitgewehr (Hypostasis und Substanz, ὁμοȣ́σιος und ὁμοιȣ́σιος) aus denen Sprachen herüberholen mußten, in denen der Begriff abstrahirt, in denen das Streitgewehr geschärft war. Unsre ganze Psychologie, so verfeinert und bestimmt sie ist, hat beinahe kein eigentliches Wort.

Dieß ist so wahr, daß es sogar Schwärmern und Entzückten nicht möglich ist, ihre neuen Geheimnisse aus der Natur, aus Himmel und Hölle, anders als durch Bilder und sinnliche Vorstellungen zu charakterisiren. Swedenborg konnte seine Engel und Geister nicht anders als aus allen Sinnen zusammenwittern; und der erhabne Klopstock (Jenem die größeste Antithese!), seinen Himmel und Hölle nicht anders als aus sinnlichen Materialien bauen. Der Neger ruft sich seine Götter vom Gipfel der Bäume herunter, und der Chingalese erhört sich seinen Teufel aus dem Geklatsche der Wälder. Ich bin einigen dieser Abstraktionen unter verschiedenen Völkern, in verschiednen Sprachen nachgeschlichen und habe in ihnen „die sonderbarsten

„Erfindungskunstgriffe des menschlichen „Geistes" wahrgenommen; der Grund aber ist überall und immer derselbe. „Wenn der Wilde „denkt, daß dieß Ding einen Geist hat: „so muß ein sinnliches Ding da seyn, „aus dem er sich den Geist abstrahirt." Nur hat die Abstraktion ihre sehr verschiednen Arten, Stufen und Methoden. Das leichteste Beispiel, daß keine Nation in ihrer Sprache mehr und andre Wörter habe, als sie abstrahiren gelernt, sind die ohne Zweifel sehr leichte Abstraktion, die Zahlen. Wie wenige haben die meisten Wilden, so reich, vortrefflich und ausgebildet ihr Sprachen seyn mögen! Nie mehr, als sie brauchten. Der handelnde Phönicier war der erste, der die Rechenkunst erfand; der seine Heerde überzählende Hirte lernte zählen. Die Jagd-Nationen, die nie vielzählige Geschäfte haben, wissen eine Armee nicht anders zu bezeichnen, als wie Haare auf dem Haupt. Wer mag sie zählen? Wer, der nie so weit hinauf gezählet hat, hat dazu Worte?

Ist's möglich, von allen diesen Spuren des wandelnden, sprachschaffenden Geistes wegzusehen, und einen Ursprung in den Wolken zu suchen? Was hat man für einen Beweis von einem „einzigen „Worte, was nur Gott erfinden konnte?" Existirt in irgend einer Sprache nur ein einziger reiner allgemeiner Begriff, der dem Menschen vom Himmel gekommen seyn müßte? Wo ist er auch nur möglich?*) „Und was für hundert Gründe

*) Die beste Abhandlung, die ich über diese Materie kenne,

„und Analogien und Beweise von der Genesis der Sprache in der menschlichen „Seele, nach den menschlichen Sinnen, „und Seharten gibt's nicht! Wie viel Beweise von der Fortwandrung der Sprache „mit der Vernunft, von ihrer Entwicklung „aus derselben unter allen Völkern, Weltgürteln und Umständen!" Welches Ohr ist, das diese allgemeine Stimme der Nationen nicht höre?

Und doch seh ich mit Verwunderung, daß Hr. Süßmilch auf eben dem Wege göttliche Ordnung finde, wo ich die allermenschlichste entdecke: *) nämlich, „daß man noch zur Zeit keine Sprache entdeckt „habe, die ganz zu Künsten und Wissenschaften ungeschickt gewesen wäre." Was zeigt dieß aber anders, als daß keine Sprache viehisch, daß sie alle menschlich sind? Wo hat man denn eine Nation entdeckt, die ganz zu Künsten und Wissenschaften ungeschickt gewesen wäre; und war das ein Wunder? „Alle Missionarien haben mit den wildesten „Völkern reden und sie überzeugen können; das „konnte ohne Schlüsse und Gründe nicht geschehen: „ihre Sprachen mußten also terminos abstractos „enthalten u. s. w." Und wenn das, so war's göttliche Ordnung? Oder war es nicht eben die menschlichste Sache, sich Worte zu abstrahiren, wo man sie brauchte? Und welches Volk hat je eine einzige

---

ist eines Engländers: Things divine et supernatural conceived by analogy with things natural and human Lond. 1755. by the author of the procedure, extent and limits of human understanding.

*) Süßmilch. §. 11.

Abstraktion in seiner Sprache gehabt, die es sich nicht selbst erworben? Und waren denn bei allen Völkern gleichviel Abstraktionen? Konnten die Missionarien sich überall gleich leicht ausdrücken, oder hat man nicht das Gegentheil aus allen Welttheilen gelesen? Und wie drückten sie sich denn aus, als daß sie ihre neuen Begriffe der Sprache nach Analogie derselben anbogen? Und geschah dieß überall auf gleiche Art? — Ueber das Faktum wäre so viel zu sagen; der Schluß sagt gar das Gegentheil. „Eben weil die menschliche Vernunft „nicht ohne Abstraktion seyn kann, und jede „Abstraktion nicht ohne Sprache wird: so „muß die Sprache auch in jedem Volk Abstrak„tionen enthalten, das ist, ein Abdruck der „Vernunft seyn, von der sie ein Werkzeug „gewesen. Wie aber jede nur so viel enthält, „als das Volk hat machen können, und keine ein„zige, die ohne Sinne gemacht wäre, als „welches ihr ursprünglich sinnlicher Ausdruck zeigt: „so ist nirgends göttliche Ordnung zu sehen, als so „fern die Sprache durchaus menschlich ist.

V. Endlich „da jede Grammatik nur eine Philo„sophie über die Sprache, und eine Methode „ihres Gebrauchs ist: so muß, je ursprüngli„cher die Sprache ist, desto weniger Gramma„tik in ihr seyn, und die älteste ist bloß das „vorangezeigte Wörterbuch der Natur." Ich zeichne aus vielen Steigerungen aus.

1) Deklinationen und Conjugationen sind nichts anders, als Verkürzungen und Bestimmungen des Gebrauchs der Nominum und Verbo-

rum nach Zahl, Zeit, Art und Person. Je roher also eine Sprache, desto unregelmäßiger ist sie in diesen Bestimmungen, und zeigt bei jedem Schritte den Gang der menschlichen Vernunft. Vornan noch ohne alle Kunst des Gebrauchs, ist sie ein simples Wörterbuch.

2) Wie Verba einer Sprache eher sind, als die von ihnen rund abstrahirten Nomina: so auch Anfangs um so mehr Conjugationen, je weniger man Begriffe unter einander zu ordnen gelernt hat. Wie viel ihrer haben die Morgenländer! und doch sind's eigentlich keine; denn was gibt's noch immer für Verpflanzungen und Umwerfungen der Verborum aus Conjugation in Conjugation! Die Sache ist ganz natürlich. Da nichts den Menschen so nah angeht, wenigstens so sprachartig ihn trifft, als was er erzählen soll, Thaten, Handlungen, Begebenheiten: so muß sich ursprünglich eine solche Menge Thaten und Begebenheiten sammeln, daß fast für jeden Zustand ein neues Verbum wird. „In der huronischen Sprache wird alles conjugirt. Eine Kunst, „die nicht kann erklärt werden, läßt darin von den „Zeitwörtern die Nenn=, die Für=, die Zuwörter „unterscheiden. Die einfachen Zeitwörter haben eine „doppelte Conjugation, eine für sich und eine die „sich auf andre Dinge beziehet. Die dritten Perso„nen haben die beiden Geschlechter. Was die Tem„pora anbetrifft, findet man die feinen Unterschiede, „die man z. B. im Griechischen bemerket; ja wenn „man die Erzählung einer Reise thun will, so drückt „man sich verschieden aus, wenn man sie zu Lande

„und zu Wasser gethan hat. Die Activa verviel„fältigen sich so oft, als es Sachen gibt, die unter „das Thun kommen: das Wort Essen verändert „sich mit jeder eßbaren Sache. Das Thun einer „beseelten Sache wird anders ausgedrückt, als ei„ner unbeseelten. Sich seines und des Eigenthums „dessen bedienen, mit dem man redet, hat zweier„lei Ausdruck u. s. w." Man denke sich alle diese Vielheit von Verbis, Modis, Temporibus, Personen, Zuständen, Geschlechtern u. s. w.: welche Mühe und Kunst, dieß einigermaßen unter einander zu bringen, und aus dem, was ganz Wörterbuch war, einigermaßen Grammatik zu machen! — Des P. Leri Grammatik der Topinambuer in Brasilien zeigt eben dasselbe. Denn „wie das erste „Wörterbuch der menschlichen Seele eine leben„dige Epopee der tönenden, handelnden „Natur war: so war die erste Grammatik „fast nichts, als ein philosophischer Versuch, „diese Epopee zur regelmäßigern Ge„schichte zu machen." Sie zerarbeitet sich also mit lauter Verbis, und arbeitet in einem Chaos, das für die Dichtkunst unerschöpflich, das, mehr geordnet, sehr reich für die Bestimmung der Geschichte, am spätsten aber für Axiome und Demonstrationen brauchbar ist.

3) Das Wort, was unmittelbar auf den Schall der Natur, nachahmend, folgte, folgte schon einem Vergangnen: „Praeterita sind also die „Wurzeln der Verborum, aber Praeterita, „die noch fast für die Gegenwart gelten." A priori ist das Faktum sonderbar und unerklärlich,

da die gegenwärtige Zeit die erste seyn müßte, die ein Tempus erhielte, wie sie es auch in allen spätergebildeten Sprachen erhalten hat; nach der Geschichte der Spracherfindung konnte es nicht anders seyn. „Die Gegenwart zeigt man, aber „das Vergangne muß man erzählen." Und da man dieß auf so viel Art erzählen konnte, und Anfangs, im Bedürfniß Worte zu finden, es sehr vielfältig thun mußte: so wurden „in allen alten „Sprachen viel Praeterita, aber nur ein oder kein „Praesens." Dessen hatte sich nun in den gebildetern Zeiten die Dichtkunst und Geschichte sehr, die Philosophie aber sehr wenig zu erfreuen, weil die keinen verwirrenden Vorrath liebet. Hier sind wieder Huronen, Brasilianer, Morgenländer und Griechen einander gleich: überall Spuren vom Gange des menschlichen Geistes.

4) Alle neueren philosophischen Sprachen haben das Nomen feiner, das Verbum weniger, aber regelmäßiger modificirt; denn die Sprache erwuchs mehr „zur kalten Beschauung dessen, „was da ist, und was gewesen ist, als daß sie noch „ein unregelmäßig stammelndes Gemisch von dem, „was etwa gewesen ist, geblieben wäre." Jenes gewöhnte man sich nach einander zu sagen, und also durch Numeros und Artikel und Casus, u. s. w. zu bestimmen; „die alten Erfinder wollten „alles auf einmal sagen,*) nicht bloß, was „gethan wäre, sondern wer es gethan, wann, wie und

*) Rousseau hat diesen Satz in seiner Hypothese divinirt, den ich hier zu bestimmen und zu beweisen suche.

„und wo es geschehen. Sie brachten also in die „Nomina gleich den Zustand, in jede Person „des Verbi gleich das Genus; sie unterschieden „gleich durch prae- und affirmativa, durch af und „suffixa: Verbum und Adverbium, Verbum und „Nomen, alles floß zusammen." Je später, desto mehr wurde unterschieden und hergezählt; aus den Hauchen wurden Artikel, aus den Ansätzen Personen, aus den Vorsätzen Modi oder Adverbia; die Theile der Rede gingen aus einander; nun ward allmählig Grammatik. So ist diese Kunst zu reden, diese Philosophie über die Sprache erst langsam und Schritt vor Schritt, Jahrhunderte und Zeiten hinab gebildet, und der erste Kopf, der an „eine wahre Philosophie der Grammatik, an die Kunst zu reden" denkt, muß gewiß erst „die Geschichte derselben durch „Völker und Stufen hinab" überdacht haben. Hätten wir doch eine solche Geschichte! Sie wäre mit allen Fortgängen und Abweichungen eine Charte von der Menschlichkeit der Sprache.

5) Aber wie hat eine Sprache ganz ohne Grammatik bestehen können? Ein bloßer Zusammenfluß von Bildern und Empfindungen ohne Zusammenhang und Bestimmung? Für beide war gesorgt: es war lebende Sprache. Da gab die große Einstimmung der Gebehrden gleichsam den Takt und die Sphäre, wohin das, was man sprach, gehörte; und der große Reichthum der Bestimmungen, der im Wörterbuch selbst lag, ersetzte die Kunst der Grammatik. Sehet die alte Schrift der Mexicaner. Sie mahlen lauter einzelne Bilder; wo kein Bild

in die Sinne fällt, haben sie sich über Striche vereinigt, und den Zusammenhang zu allem muß die Welt geben, in die es gehört, aus der es geweissagt wird. Diese „Weissagungs„kunst, aus einzelnen Zeichen Zusam„menhang zu errathen," wie weit können ihn noch nur einzelne Stumme und Taube treiben! Und wenn diese Kunst selbst mit zur Sprache gehört; wenn sie von Jugend auf, als Sprache, mit gelernt wird; wenn sie sich mit der Tradition von Geschlechtern immer mehr erleichtert und vervollkommnet: so sehe ich nichts Unbegreifliches in ihr. Je mehr sie aber erleichtert wird, desto mehr nimmt sie ab, desto mehr wird Grammatik — und das ist Stufengang des menschlichen Geistes!

Proben davon sind z. B. des la Loubere Nachrichten von der siamschen Sprache: wie ähnlich ist sie noch dem Zusammenhange der morgenländischen Sprachen, insonderheit ehe durch spätere Bildung noch mehr Konstruktion in sie hineinkam. Der Siamer will sagen: wäre ich zu Siam, so wäre ich vergnügt!" und sagt: „Wenn ich seyn Stadt „Siam; ich wohl Herz viel!" — Er will das Vater Unser beten, und muß sagen: „Vater, „uns seyn Himmel! Namen Gottes wollen heiligen „aller Ort, u. s. w." — Wie morgenländisch und ursprünglich ist das! gerade so zusammenhangend, als eine mexicanische Bilderschrift, oder als das Stammeln der Ungelehrigen aus fremden Sprachen.

6) Noch muß ich hier eine Sonderbarkeit erklären, die ich auch in Herrn Süßmilchs göttlicher Ordnung mißverstanden sehe: „nämlich die Mannichfal-

„tigkeit der Bedeutungen eines Worts nach dem „Unterschiede kleiner Artikulationen!" Ich finde diesen Kunstgriff fast unter allen Wilden, wie ihn z. B. Garcilasso de Vega von den Peruanern, Condamine von den Brasilianern la Loubere von den Siamesen, Resoel von den Nordamerikanern anführt. Ich finde ihn eben so bei den alten Sprachen, z. B. der chinesischen und den morgenländischen, vorzüglich der hebräischen, wo ein kleiner Schall, Accent, Hauch die ganze Bedeutung ändert; und ich finde nichts als etwas sehr Menschliches in ihm, nämlich Dürftigkeit und Bequemlichkeit der Erfinder. Sie hatten ein neues Wort nöthig; und da das müßige Erfinden aus leerem Kopf so schwer ist: so nahmen sie ein Aehnliches mit der Veränderung vielleicht nur Eines Hauches. Dieß Gesetz der Sparsamkeit war ihnen Anfangs bei ihren sich durchwebenden Gefühlen sehr natürlich, und bei ihrer mächtigern Aussprache der Wörter noch ziemlich bequem; aber für einen Fremden, der sein Ohr nicht von Jugend auf daran gewöhnt hat, und dem die Sprache jetzt mit Phlegma, wo der Schall halb im Munde bleibt, vorgezischt wird, macht es die Rede oft unvernehmlich und unaussprechlich. Je mehr eine gesunde Grammatik in die Sprachen Haushaltung einführt, desto minder wird diese Kargheit nöthig. Also ist auch dieß gerade das Gegentheil vom Kennzeichen einer göttlichen Erfindung, wo der Erfinder sich gewiß sehr schlecht zu helfen wußte, wenn er so etwas nöthig hatte.

Staatl. Bibliothek Passau

7) Am offenbarsten wird endlich der Fortgang der Sprache durch die Vernunft und der Vernunft durch die Sprache, „wenn „diese schon einige Schritte gethan, wenn „in ihr schon Stücke der Kunst, z. B. Gedichte existiren, wenn Schrift erfunden „ist, wenn sich eine Gattung der Schreibart „nach der andern ausbildet." Da kann kein Schritt gethan, kein neues Wort erfunden, keine neue glückliche Form in Gang gebracht werden, worin nicht Abdruck der menschlichen Seele liege. Da kommen durch Gedichte Sylbenmaße, eine Wahl der stärksten Worte und Farben, Ordnung und Schwung der Bilder; da kommt durch Geschichte Unterschied der Zeiten und Genauigkeit des Ausdrucks; da kommt endlich durch Redner die völlige Rundung des Perioden in die Sprache. So wie nun vor jedem solchen Zusatz nichts dergleichen vorher in der Sprache lag, alles aber durch die menschliche Seele in sie gebracht wurde und hineingebracht werden konnte: wo will man dieser Hervorbringung, dieser Fruchtbarkeit Grenzen setzen? Wo will man sagen: hier fing die menschliche Seele zu wirken an, aber eher nicht? Hat sie das Feinste, das Schwerste erfinden können, warum nicht das Leichtere? Konnte sie zu Stande bringen; warum nicht Versuche machen? Warum nicht anfangen? Denn der Anfang war doch nichts, als die Produktion eines Worts, als Zeichen der Vernunft; und das mußte sie, blind und stumm in ihrem Innern, so wahr sie Vernunft besaß.

Ich bilde mir ein, das Können der Erfindung

menschlicher Sprache sey mit dem, was ich gesagt, von Innen aus der menschlichen Seele, von Außen aus der Organisation des Menschen, und aus der Analogie aller Sprachen und Völker, theils in den Bestandtheilen der Rede, theils im ganzen großen Fortgange der Sprache mit der Vernunft so bewiesen, daß, wer dem Menschen nicht Vernunft abspricht, oder, was eben so viel ist, wer weiß, was Vernunft ist, wer sich ferner je um die Elemente der Sprache philosophisch bekümmert, und dazu die Beschaffenheit und Geschichte der Sprachen auf dem Erdboden mit dem Auge des Beobachters in Rücksicht genommen hat, der kann nicht einen Augenblick zweifeln, wenn ich auch weiter kein Wort hinzusetzte. Die Genesis der Sprache in der menschlichen Seele ist so demonstrativ, als irgend ein philosophischer Beweis; und die äußere Analogie aller Zeiten, Sprachen und Völker, hat solch einen Grad der Wahrscheinlichkeit, als bei der gewissesten Sache der Geschichte möglich ist. Indessen um auf immer allen Einwendungen vorzubeugen, und den Satz gleichsam auch äußerlich so gewiß zu machen, als eine philosophische Wahrheit seyn kann, so lasset uns noch aus äußern Umständen und aus der ganzen Analogie der menschlichen Natur beweisen: „daß der Mensch sich seine Sprache hat erfinden müssen; und unter welchen Umständen er sie sich am füglichsten habe erfinden können.“

Zweiter Theil.

Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen.

Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen nicht bloß Fähigkeiten gab, Sprache zu erfinden, sondern auch diese Fähigkeit zum Unterscheidungscharakter seines Wesens, und zur Triebfeder seiner vorzüglichen Richtung machte: so kam diese Kraft nicht anders als lebend aus ihrer Hand, und so konnte sie nicht anders als in eine Sphäre gesetzt seyn, in der sie wirken mußte. Lasset uns einige dieser Umstände und Anliegenheiten genauer betrachten, die den Menschen, da er mit der nächsten Anlage, sich Sprache zu bilden, in die Welt trat, sogleich zur Sprache veranlaßten; und da dieser Anliegenheiten viel sind, so bringe ich sie unter gewisse Hauptgesetze seiner Natur und seines Geschlechtes.

Erstes Naturgesetz.

Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwirken; darum sey er ein Geschöpf der Sprache!

Als ein nacktes, instinktloses Thier betrachtet, ist der Mensch das elendeste der Wesen. Da ist kein dunkler, angeborner Trieb, der ihn in sein Element und in seinen Wirkungskreis zu seinem Unterhalt und an sein Geschäft ziehe; kein Geruch und keine Witterung, die ihn auf die Kräuter hinreiße, damit er seinen Hunger stille; kein blinder, mechanischer Lehrmeister, der für ihn sein Nest baue. Schwach und unterliegend, dem Zwist der Elemente, dem Hunger, allen Gefahren, den Klauen aller stärkern Thiere, einem tausendfachen Tode überlassen, steht er da einsam und einzeln, ohne den unmittelbaren Unterricht seiner Schöpferinn, und ohne die sichere Leitung ihrer Hand, von allen Seiten also verloren. —

Doch so lebhaft dieß Bild ausgemahlt werde, so ist's nicht das Bild des Menschen, es ist nur Eine Seite seiner Oberfläche und auch die stehet im falschen Licht. Wenn Verstand und Besonnenheit die Naturgabe seiner Gattung ist, so mußte diese sich sogleich äußern, da sich die schwächere Sinnlichkeit und all das Klägliche seiner Entbehrungen äußerte. Das instinktlose, elende Geschöpf, das so verlassen aus den Händen der Natur kam, war auch vom ersten Augenblicke an das freithätige, vernünftige Geschöpf, das sich selbst helfen sollte, und nicht anders, als konnte. Alle Mängel und Bedürfnisse, als Thier, waren dringende Anlässe, sich mit allen Kräften als Mensch zu zeigen; so wie diese Kräfte der Menschheit nicht etwa bloß schwache Schadloshaltungen gegen die ihm versagten größern Thiervollkommenhei=

ten waren, wie eine neuere Philosophie (die große Gönnerinn der Thiere) will; sondern sie waren, ohne Vergleichung und eigentliche Gegeneinandermessung, seine Art. Der Mittelpunkt seiner Schwere, die Hauptrichtung seiner Seelenwirkungen fiel so auf diesen Verstand, auf menschliche Besonnenheit hin, wie bei der Biene sogleich aufs Saugen und Bauen.

Wenn es nun bewiesen ist, daß nicht die mindeste Handlung seines Verstandes ohne Merkwort geschehen konnte: so war auch das erste Moment der Besinnung, Moment zu innerer Entstehung der Sprache.

Man lasse ihm zu dieser ersten deutlichen Besinnung so viel Zeit, als man will; man lasse, nach Buffons Manier, dieß gewordne Geschöpf sich allmählig sammeln; man vergesse aber nicht, daß, gleich vom ersten Moment an, kein Thier, sondern ein Mensch, zwar noch kein Geschöpf von Besinnung, aber schon von Besonnenheit, in's Universum erwache. Nicht wie eine schwerfällige, unbehülfliche Maschine, die gehen sollte, und mit starren Gliedern nicht gehen kann; die sehen, hören, kosten sollte und, mit starren Säften im Auge, mit verhärtetem Ohre und mit versteinter Zunge nichts von alle diesem vermag; — Leute, die Zweifel der Art machen, sollten doch bedenken, daß dieser Mensch nicht aus Platons Höhle, aus einem finstern Kerker, wo er vom ersten Augenblick seines Lebens eine Reihe von Jahren hin, ohne Licht und Bewegung, sich mit offnen Augen blind und mit gesunden Gliedern ungelenk gesessen, sondern

daß er aus den Händen der Natur, im frischesten Zustande seiner Kräfte und Säfte, und mit der besten, nächsten Anlage kam, vom ersten Augenblicke an sich zu entwickeln. Ueber die ersten Momente der Sammlung und Leitung muß freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben — — doch es ist nicht Werk der Philosophie, das Wunderbare in diesen Momenten zu erklären, so wenig sie seine Schöpfung erklären kann. Sie nimmt ihn im ersten Zustande der freien Thätigkeit, im ersten vollen Gefühl seines gesunden Daseyns, und erklärt also diese Momente nur menschlich.

Nun darf ich mich auf das Vorige beziehen. Da hier keine metaphysische Trennung der Sinne statt findet; da die ganze Maschine empfindet, und gleich vom dunkeln Gefühl heraufarbeitet zur Besinnung; da dieser Punkt, die Empfindung des ersten deutlichen Merkmals, eben auf das Gehör, den mittlern Sinn zwischen Augen und Gefühl trifft: so ist die Genesis der Sprache ein so inneres Dringniß, wie der Drang des Embryo's zur Geburt bei dem Moment seiner Reife. Die ganze Natur stürmt auf den Menschen, um seine Sinne zu entwickeln, bis er Mensch sey. Und wie von diesem Zustande die Sprache anfängt, so „ist die ganze „Kette von Zuständen in der menschli„chen Seele von der Art, daß jeder die „Sprache fortbildet." —

Dieses große Gesetz der Naturordnung wollen wir näher betrachten.

Thiere verbinden ihre Gedanken dunkel oder klar, aber nicht deutlich. So wie freilich die

Gattungen, die nach Lebensart und Nervenbau dem Menschen am nächsten stehen, die Thiere des Feldes, oft viel Erinnerung, viel Gedächtniß, und in manchen Fällen ein stärkeres, als der Mensch zeigen: so ist's doch nur immer ein sinnliches Gedächtniß; und keines hat die Erinnerung je durch eine Handlung bewiesen, durch die es für sein ganzes Geschlecht seinen Zustand verbessert, und Erfahrungen generalisirt hätte, um sie in der Folge zu nutzen. Der Hund kann freilich die Gebehrde erkennen, die ihn geschlagen hat, und der Fuchs wird den unsichern Ort, wo ihm nachgestellt wurde, fliehen; aber keins von beiden vermag sich eine allgemeine Reflexion aufzuklären, wie es dieser schlagdrohenden Gebehrde, dieser Hinterlist der Jäger je auf immer entgehen könnte. Es blieb also nur immer bei dem einzelnen sinnlichen Falle hangen, und sein Gedächtniß wurde eine Reihe dieser sinnlichen Fälle, die sich produciren und reproduciren, nie aber „durch Ueberlegung" unter einander verbunden sind. Ein Mannichfaltiges ohne deutliche Einheit; ein Traum sehr sinnlicher, klarer, lebhafter Vorstellungen, ohne ein Hauptgesetz des hellen Wachens, das diesen Traum ordne.

Freilich ist unter diesen Geschlechtern und Gattungen noch ein großer Unterschied. Je enger der Kreis, je stärker die Sinnlichkeit und der Trieb, je einförmiger die Kunstfähigkeit und das Werk ihres Lebens ist: desto weniger ist, wenigstens für uns, die geringste Progression durch Erfahrung merklich.

Die Biene bauet in ihrer Kindheit so, wie im Alter, und wird zu Ende der Welt bauen, wie sie im Beginn der Schöpfung baute. Geschöpfe dieser Art sind einzelne Punkte, leuchtende Funken aus dem Licht des göttlichen Verstandes, die aber immer nur als dieselben Punkte leuchten. Ein erfahrner Fuchs hingegen unterscheidet sich schon sehr von dem ersten Lehrlinge der Jagd: er kennet schon viele Kunstgriffe voraus, und sucht ihnen zu entweichen; aber woher kennet er sie? und wie sucht er ihnen zu entweichen? Weil unmittelbar aus solcher und solcher Erfahrung das Gesetz dieser und keiner andern Handlung folgt. In keinem Falle wirkt bei ihm deutliche Reflexion; denn werden nicht immer die klügsten Füchse noch jetzt so berückt, wie vom ersten Jäger in der Welt der erste Fuchs berückt wurde? Bei dem Menschen waltet offenbar ein anderes Naturgesetz über die Succession seiner Ideen: Besonnenheit; sie waltet selbst noch im sinnlichen Zustande, nur in ihm minder merklich. Das unwissendste Geschöpf, wann er auf die Welt kommt; aber sogleich wird er Lehrling der Natur auf eine Weise, wie es kein Thier wird. Nicht bloß ein Tag lehrt den andern, sondern jede Minute des Tages die andre, jeder Gedanke den andern. Der Kunstgriff ist seiner Seele wesentlich, nichts für diesen Augenblick zu lernen, sondern alles entweder an das zu reihen, was sie schon wußte, oder für das, was sie künftig daran zu knüpfen gedenkt, aufzubewahren. Sie berechnet also ihren Vorrath, den sie gesammelt hat, oder noch zu sammeln gedenkt, unaufhörlich; und so wird sie eine Kraft,

unverrückt, zu sammeln. Solch eine Kette geht im Menschen bis an den Tod fort. Nie ist er gleichsam der ganze Mensch, sondern immer in Entwicklung, im Fortgange, in Vervollkommnung. Eine Wirksamkeit hebt sich durch die andre; eine baut auf die andre; eine entwickelt sich aus der andern. Es werden Lebensalter, Epochen, die wir nur nach merklichen Stufen benennen und absondern, die aber, weil der Mensch nie fühlt, wie er wächset, sondern nur immer, wie er gewachsen ist, sich in ein Unendlich-Kleines theilen lassen. Wir wachsen immer aus einer Kindheit, so alt wir seyn mögen; sind immer im Gange, unruhig, ungesättigt. Das Wesentliche unsers Lebens ist nie Genuß, sondern immer Progression, und wir sind nie Menschen gewesen, bis wir — zu Ende gelebt haben; da hingegen die Biene schon die ganze Biene war, als sie ihre erste Zelle bauete. Zu allen Zeiten wirkt freilich dieß Gesetz der Vervollkommnung, der Progression durch Besonnenheit, nicht gleich merklich: ist aber das minder Merkliche deßwegen nicht da? Im Traume, im Gedankentraume denkt der Mensch nicht so ordentlich und deutlich, als wachend; deßwegen aber denkt er noch immer als ein Mensch, als Mensch in einem Mittelzustande. Bei einem Gesunden müssen seine Träume so gut eine Regel der Verbindung haben, als seine wachenden Gedanken; nur daß es nicht dieselbe Regel seyn, oder diese so einförmig wirken kann, als wenn er wachend denket. Selbst diese Ausnahmen zeugen also von der Gültigkeit des Hauptgesetzes; und die offenbaren Krankheiten und unnatürlichen Zustände, Ohn-

machten, Verrückungen u. s. w. bezeugen es noch mehr. Nicht jede Handlung der Seele ist unmittelbar eine Folge der Besinnung, jede aber eine Folge der Besonnenheit; aber keine, so wie sie beim Menschen geschiehet, könnte sich äußern, wenn Mensch nicht Mensch wäre, und nach solchem Naturgesetz dächte.

„Konnte nun der erste Zustand der Besinnung „des Menschen nicht ohne Wort der Seele wirklich werden, so werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig; seine „Kette von Gedanken wird eine Kette „von Worten."

Ich will nicht damit sagen, daß der Mensch jede Empfindung seines dunkelsten Gefühls zu einem Worte machen, oder sie nicht anders, als mittelst eines Worts empfinden könne; da gerade umgekehrt bewiesen ist: „was sich bloß durch's dunkle „Gefühl empfinden läßt, ist keines Wortes für uns „fähig, weil es keines deutlichen Merkmals für uns „fähig ist." Die Basis der Menschheit ist also, wenn wir von willkürlicher Sprache reden, unaussprechlich. — — Ist aber Basis die ganze Figur? Ist das Fußgestelle die ganze Bildsäule? und der Mensch seiner ganzen Natur nach eine bloß dunkelfühlende Auster? Lasset uns also den ganzen Faden seiner Gedanken vor uns nehmen. Da er von Besonnenheit gewebt ist; da sich in ihm kein Zustand findet, der, im Ganzen genommen, nicht selbst Besinnung sey, oder doch in Besinnung aufgeklärt werden könne; da bei ihm das Gefühl nicht herrschet, sondern

die ganze Mitte seiner Natur auf feinere Sinne, das Gesicht und Gehör, fällt, und diese ihm immerfort Sprache geben: so folgt, daß, im Ganzen genommen, „auch kein Zustand in der mensch-„lichen Seele sey, der nicht wortfähig sey, „oder wirklich durch Worte der Seele be-„stimmt werde." Es müßte der dunkelste Schwärmer oder ein Vieh, der abstrakteste Götterseher oder eine träumende Monade seyn, der ganz ohne Worte dächte. Und in der menschlichen Seele ist, wie wir selbst in Träumen und bei Verrückten sehen, kein solcher Zustand möglich. So kühn es klinge, so ist's wahr: der Mensch empfindet mit dem Verstande, und spricht, indem er denket. Und indem er immer so fortdenket, und, wie wir gesehen haben, jeden Gedanken in der Stille mit dem vorigen und mit der Zukunft zusammenhält: so muß

„Jeder Zustand, der durch Reflexion „so verkettet ist, ihn besser zu denken, „mithin auch besser zu sprechen, fort-„leiten." Lasset ihm den freien Gebrauch seiner Sinne. Da der Mittelpunkt dieses Gebrauchs in Gesicht und Gehör fällt, wo jenes ihm Merkmal und dieses Ton zum Merkmale gibt: so wird mit jedem leichtern, gebildetern Gebrauch dieser Sinne, auch seine Sprache fortgebildet. Lasset ihm den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte. Da der Mittelpunkt ihres Gebrauchs auf Besonnenheit fällt, mithin nicht ohne Sprache ist, so wird mit jedem leichtern, gebildetern Gebrauch der Besonnenheit, auch seine Sprache mehr gebildet. Folglich wird „die Fortbildung der Sprache

„dem Menschen so natürlich, als seine „Natur selbst.“

Wer ist nun, der den Umfang der Kräfte einer Menschenseele kenne, wenn sie sich zumal in aller Anstrengung gegen Schwierigkeiten und Gefahren äußern? Wer ist, der den Grad der Vollkommenheit bestimme, zu dem sie durch eine beständige, innig verwickelte, und so vielfache Fortbildung gelangen kann? Und da alles auf Sprache hinaus läuft, wie ansehnlich wird es schon, was ein einzelner Mensch zur Sprache sammeln muß! Mußte sich schon der Blinde und Stumme auf seinem einsamen Eilande eine dürftige Sprache schaffen: der gesunde Mensch, der Lehrling aller Sinne, der Lehrling der ganzen Welt, wie weit reicher muß er werden! Was soll er genießen? Thierische Sinne, einen Geruch der Witterung für die Kräuter, die ihm gesund, eine sichere Abneigung für die, so ihm schädlich sind, hat die Natur in dem Grade, wie sie solche den Thieren gab, ihm nicht gegeben. Er muß also versuchen, schmecken, wie die Europäer in Amerika den Thieren absehen, was eßbar sey, sich also Merkmale der Kräuter, mithin Sprache sammeln. Er hat nicht Stärke genug, um dem Löwen zu begegnen: er entweiche ihm also, kenne ihn von fern an seinem Schalle, und um ihm menschlich und mit Bedacht entweichen zu können, lerne er ihn und andre schädliche Thiere deutlich erkennen, mithin sie nennen. Je mehr er nun Erfahrungen sammelt, verschiedne Dinge und von verschiednen Seiten kennen zu lernen, desto reicher wird seine Sprache. Je öfter er diese Erfahrungen,

und die ihm daher gegebenen Merkmale bei sich wiederholet, desto fester und geläufiger wird seine Sprache. Je mehr er unterscheidet und unter einander ordnet, desto geordneter wird seine Sprache. Dieß Geschäft Jahre durch in einem muntern Leben, unter steten Abwechselungen, in einem beständigen Kampf mit Schwierigkeiten und mit der Nothdurft, unter einer beständigen Neuheit der Gegenstände fortgesezt: gäbe dieß einen Anfang zur Sprache, der unbeträchtlich wäre? Und, siehe! es ist nur das Leben eines einzigen Menschen.

Ein stummer Mensch, in dem Verstande, wie es die Thiere sind, der auch in seiner Seele kein Wort denken könnte, wäre das traurigste, verlassenste Geschöpf der Schöpfung, und gewissermaßen der größte Widerspruch mit sich selbst. Im ganzen Universum gleichsam allein und einsam; an nichts geheftet und dennoch für alles da; durch nichts Fremdes gesichert, und durch sich selbst noch minder, muß der Mensch entweder unterliegen, oder über alles herrschen; mit dem Plan einer Weisheit, deren kein Thier fähig ist, entweder von allem Besitz nehmen, oder umkommen. „Sey nichts, oder Monarch der Schöpfung durch deinen Verstand! Vergehe, oder schaffe dir Sprache!" Und wenn sich nun in diesem andringenden Kreise von Bedürfnissen alle Seelenkräfte sammeln, wenn die ganze Menschheit, Mensch zu seyn, strebet, wie viel kann erfunden, wie viel kann gethan und geordnet werden!

Wir gesellschaftlichen Menschen denken uns in einen

einen solchen Zustand immer nur zitternd hinein. „Ei, sagt man, wenn der Mensch sich gegen alles „auf eine so langsame, schwache, unhinreichende Art „erst retten soll durch Vernunft, durch Ueberlegung: „wie langsam überlegt diese! und wie schnell, wie „andringend sind seine Bedürfnisse, seine Gefahren!“ — — Es kann dieser Einwurf freilich mit Beispielen sehr ausgeschmückt werden; er streitet aber gegen eine ganz andre Spitze. Unsre Gesellschaft, die viele Menschen zusammengebracht hat, daß sie mit ihren Fähigkeiten und Verrichtungen eins seyn sollen, muß von Jugend auf Fähigkeiten vertheilen und Gelegenheiten ausspenden, daß eine vor der andern gebildet werde. So wird der eine Mensch für die Gesellschaft gleichsam ganz Algebra, ganz Vernunft; so wie sie am andern bloß Herz, Muth und Faust braucht. Der nutzt ihr, daß er kein Genie und viel Fleiß; jener, daß er Genie in Einem und in allem Andern nichts habe. Jedes Triebrad muß sein Verhältniß und Stelle halten; sonst machen sie kein Ganzes einer Maschine. Aber daß man diese Vertheilung der Seelenkräfte, da man viele merklich erstickt, um in Einer andre zu übertreffen, nicht in den Zustand eines natürlichen Menschen übertrage! Setzet einen Philosophen, der, in der Gesellschaft geboren und erzogen, nichts als seinen Kopf zum Denken und seine Hand zum Schreiben geübt hat, setzet ihn mit einmal aus allem Schutz, aus allen gegenseitigen Bequemlichkeiten, die ihm die Gesellschaft für seine einseitigen Dienste leistet, hinaus; er soll sich selbst in einem unbekannten Lande Unterhalt suchen, gegen die Thiere kämpfen, und in allem sein eigner Schutz-

gott seyn: wie verlegen wird er sich dabei finden! Er hat dazu weder Sinne noch Kräfte, noch Uebung in beiden. Vielleicht hat er in den Irrgängen seiner Abstraktion, Geruch, Gesicht und Gehör und rasche Erfindungsgabe, und gewiß jenen Muth, jene schnelle Entschließung verloren, die sich nur unter Gefahren bildet und äußert, die in steter, neuer Wirksamkeit seyn will, oder entschläft. Ist er nun in Jahren, wo der Lebensquell seiner Geister schon stille stehet, oder zu vertrocknen anfängt: so wird es freilich ewig zu spät seyn, ihn in diesen Kreis hineinbilden zu wollen; — dieß ist aber nicht der gegebene Fall. Alle die Versuche zur Sprache, die ich anführe, wurden nicht gemacht, um philosophische Versuche zu seyn. Die Merkmale der Kräuter wurden nicht ausgefunden, wie sie Linnee classificirt; die ersten Erfahrungen sind nicht kalte, vernunftlangsame, sorgsam abstrahirende Experimente, wie sie der einsame Philosoph macht, wenn er der Natur in ihrem verborgnen Gange nachschleicht, und nicht sowohl wissen will, daß, sondern wie sie wirke. Daran war eben dem ersten Erdbewohner am wenigsten gelegen. Es durfte ihm nicht demonstrirt werden, daß dieß oder jenes Kraut giftig sey; es war nicht nöthig, daß er vom Löwen erst angefallen würde, um sich vor ihm fürchten zu lernen. Seine Schüchternheit mit seiner Schwachheit, seine Besonnenheit mit aller Feinheit seiner Seelenkräfte verbunden, war genug, ihm einen behaglichen Zustand zu verschaffen, da die Natur selbst diese Triebfedern dazu für genugsam erkannt hatte. Wenn wir also durchaus keinen schüchternen, abstrakten Philosophen zum Erfinder der Sprache nö-

thig haben, und der rohe Naturmensch, der seine Seele, wie seinen Körper, noch ganz aus Einem Stück fühlet, uns mehr, als alle sprachschaffenden Akademien ist: so wollen wir uns auch keinen Gelehrten zum Muster der Sprachschöpfung nehmen, und überhaupt einander nicht Staub in die Augen streuen, um bewiesen zu haben, der Mensch könne nicht sehen, weil unser bestäubtes Auge nicht zu sehen vermag.

Süßmilch hat einen ganzen Abschnitt*) darauf verwandt, um zu zeigen, „wie unmöglich sich der „Mensch eine Sprache habe fortbilden können, „wenn er sie auch durch Nachahmung erfunden „hätte." Daß das Erfinden durch bloße Nachahmung ohne menschliche Seele wenig Sinn habe, ist bewiesen, und wäre der Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache dieser Sache demonstrativ gewiß gewesen: so hätte er gegen einen bloßen Unsinn nicht eine Menge halbwahrer Gründe zusammentragen dürfen, die jezt gegen eine menschliche Erfindung der Sprache durch Verstand sämmtlich nichts beweisen. Ich kann den ganzen Abschnitt, so verflochten mit willkürlich angenommenen Heischesätzen und falschen Axiomen über die Natur der Sprache er ist, hier nicht ganz auseinandersetzen; ich nehme also nur so viel heraus, als nöthig ist, darzuthun: „daß in seinen Einwürfen die Na„tur einer sich fortbildenden menschlichen „Sprache und einer sich fortbildenden „menschlichen Seele durchaus verkannt „sey."

*) Abschnitt 3.

„Wenn man annimmt, daß die Einwohner der „ersten Welt nur aus etlichen tausend Familien be„standen hätten, da das Licht des Verstandes durch „den Gebrauch der Sprache schon so helle geschienen, „daß sie eingesehen, was die Sprache sey und daß „sie also an die Verbesserung dieses herrlichen Mit„tels haben können anfangen zu denken: so — — *)" aber von diesen Vordersätzen nimmt niemand nichts an. Mußte man's erst in späten Generationen einsehen lernen, was Sprache sey? Der erste Mensch sah es ein, da er den ersten Gedanken dachte. Mußte man erst in späten Generationen so weit kommen, es einzusehen, daß die Sprache zu verbessern gut sey? Der erste Mensch sah es jedesmal ein, wenn er seine ersten Merkmale besser ordnen, berichtigen, unterscheiden und zusammensetzen lernte, und verbesserte damit jedesmal unmittelbar die Sprache, wenn er so etwas von neuem lernte. Und dann, wie hätte sich doch durch tausend Familien hin das Licht des Verstandes durch die Sprache so helle aufklären können, wenn im Lauf dieser Generationen sich nicht schon die Sprache selbst aufgeklärt hätte. Also wäre eine Aufklärng ohne Verbesserung möglich? Und hinter einer Verbesserung tausend Familien hindurch noch der Anfang zu einer Verbesserung unmöglich? —

„Würde aber nicht ein ganz unentbehrliches „Hülfsmittel dieses philosophischen und philologi„schen Collegii, Schrift, müssen angenommen „werden?" Nein! denn sie war kein philosophisch

*) S. 80. 81.

und philologisches Collegium, diese erste natürliche, lebendige Fortbildung der Sprache; und was könnte der Philosoph und Philolog in seinem todten Museum an einer Sprache verbessern, die in aller ihrer Wirksamkeit lebt?

„Sollen denn nun alle Völker auf gleiche Weise „mit der Verbesserung zu Werk gegangen seyn?" Ganz auf gleiche Weise, denn sie gingen alle menschlich: so daß wir uns hier in den wesentlichen Rudimenten der Sprache eins für alle anzunehmen getrauen. Wenn das aber das größte Wunder seyn soll,*) daß alle Sprachen acht partes Orationis haben: so ist wieder das Faktum sowohl, als der Schluß unrichtig. Nicht alle Sprachen haben von allen Zeiten herunter achte gehabt, sondern der erste Blick in die Bauart einer Sprache zeigt, daß diese achte sich auseinander allmählig entwickelt haben. In den ältesten sind Verba eher gewesen, als Nomina, und vielleicht Interjektionen eher, als selbst regelmäßige Verba. In den spätern sind Nomina mit Verbis gleich zusammen abgeleitet; allein selbst von der griechischen Sprache sagt Aristoteles, daß auch in ihr dieß anfangs alle Redetheile gewesen, und die anderen sich nur später durch die Grammatiker aus jenen entwickelt haben. Von der Huronischen habe ich eben dasselbe gelesen, und von den Morgenländischen ist's offenbar. Ja was wäre es denn endlich für ein Kunststück, die willkürliche und zum Theil unphilosophische Abstraktion der Grammatiker in acht partes Orationis? Ist sie so

*) §. 31. 34.

regelmäßig und göttlich, als die Form einer Bienenzelle? Und wenn sie's wäre, ist sie nicht durchaus aus der menschlichen Seele erklärbar?

„Und was sollte die Menschen zu dieser höchst„sauren Arbeit der Verbesserung gereizet haben?" Es war durchaus keine saure, spekulative Stubenarbeit, durchaus keine abstrakte Verbesserung a priori: also bedurfte es gewiß auch keiner Anreizungen dazu, die nur in unserm Zustande der verfeinerten Gesellschaft statt finden. Ich muß hier meinen Philosophen ganz verlassen. Er nimmt an, daß „die ersten Ver„besserer recht gute philosophische Köpfe gewesen seyn „müßten, die gewiß weiter und tiefer gesehen, als „die meisten Gelehrten jetzt in Ansehung der Sprache „und ihrer innern Beschaffenheit zu thun pflegen." Er nimmt an, daß „diese Gelehrte überall erkannt „haben müßten, daß ihre Sprache unvollkommen, „und daß sie einer Verbesserung nicht nur fähig, son„dern auch bedürftig sey." Er nimmt an, daß „sie „den Zweck der Sprache haben gehörig beurtheilen „müssen u. s. w., daß die Vorstellung dieses zu er„langenden Gutes hinlänglich stark und lebhaft ge„nug gewesen seyn müsse, um ein Bewegungsgrund „zur Uebernehmung dieser schweren Arbeit zu wer„den." Kurz, der Philosoph unsers Zeitalters wollte sich auch aus allem Zufälligen desselben keinen Schritt hinauswagen, und konnte also auch nach solchem Gesichtspunkte von der Entstehung einer Sprache, wie mich dünkt, nicht anders, als mangelhaft schreiben. In unserm Jahrhundert freilich hätte jene Sprache so wenig entstehen können, als sie entstehen darf.

Aber kennen wir denn nicht Menschen in so verschiednen Zeitaltern, Gegenden und Stufen der Bildung, daß uns dieß veränderte große Schauspiel nicht sicherer auf die erste Scene schließen lehrte? Wissen wir nicht, daß eben in den Winkeln der Erde, wo noch die Vernunft am wenigsten in die feine, gesellschaftliche, vielseitige, gelehrte Form gegossen ist, noch Sinnlichkeit und roher Scharfsinn, Schlauheit und muthige Wirksamkeit, Leidenschaft und Erfindungsgeist, kurz, die ganze ungetheilte menschliche Seele am lebhaftesten wirke? Am lebhaftesten wirke, weil sie noch auf keine langweilige Regeln gebracht, immer in einem Kreise von Bedürfnissen, von Gefahren, von andringenden Erfordernissen ganz lebt, und sich immer neu und ganz fühlet. Da, nur da zeigt sie Kräfte, sich Sprache zu bilden und fortzubilden; da hat sie Sinnlichkeit und gleichsam Instinkt genug, um den ganzen Laut, alle sich äußernden Merkmale der lebendigen Natur so ganz zu empfinden und aufzufassen, wie wir nicht mehr können; und, wenn die Besinnung alsdann Eins derselben lostrennet, es so stark und innig zu nennen, als wir's nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt sind, und jede zu einer eignen Sphäre gerichtet worden: desto stärker wirken alle zusammen, desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität. Nehmet aber diesen großen unzerbrechlichen Pfeilbund auseinander: und ihr könnt zwar alle einzelnen Pfeile zerbrechen, ihr werdet aber auch gewiß mit keinem Stabe die Wunder thun, die bloß durch ihre Vereinigung gethan werden konnten. Mit der einzigen kalten Ab-

straktionsgabe der Philosophen werdet ihr nie Sprache erfinden. — Das aber war nicht unsre Frage; denn ohne Zweifel drang jener Weltsinn tiefer, und bei dem beständigen Zusammenstrom aller Sinne, in dessen Mittelpunkt immer der innere Sinn wachte, waren immer neue Merkmale, Ordnungen, Gesichtspunkte, schnelle Schlußarten gegenwärtig: also gab es immer neue Bereicherungen der Sprache. Wenn man also nicht auf acht partes Orationis rechnen will, so empfing die menschliche Seele ihre besten Eingebungen zur Ausbildung der Sprache, so lange sie noch ohne alle Anreizungen der Gesellschaft sich selbst desto mächtiger anreizte, und sich alle die Thätigkeit der Empfindung und des Gedankens gab, die sie sich nach innerm Drange und nach äußern Erfordernissen geben mußte. Da gebar sich also die Sprache mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie unser Jahrhundert sich so tief in die Schatten, in die dunkeln Werkstätten des Kunstmäßigen verlieren kann, um das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur in andern Jahrhunderten auch nicht erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoß der lebendigen Welt thun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unsrer Lehrkerker; aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredtsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen und Regeln klauben. Wir haschen ihre Formalitäten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache und fühlen kaum die

lebendige Welt ihrer Gedanken. Derselbe Fall ist's mit unsern Urtheilen über das Meisterstück des menschlichen Geistes, die Bildung der Sprache überhaupt. Da soll uns das todte Nachdenken Dinge lehren, die bloß aus dem lebendigen Hauche der Welt, aus dem Geiste der großen wirksamen Natur den Menschen beseelen, ihn aufrufen und fortbilden konnten. Da sollen die stumpfen, späten Gesetze der Grammatiker das Göttlichste seyn, das wir verehren, und dabei die wahre göttliche Sprachnatur vergessen, die sich mit dem menschlichen Geiste vereint bildete, so unregelmäßig sie uns auch scheine. Die Sprachbildung ist in die Schatten der Schule gewichen, aus denen sie nichts mehr für die lebendige Welt wirket: drum soll auch nie eine hellere Welt gewesen seyn, in der die ersten Sprachbildner leben, fühlen, schaffen und dichten mußten. — Ich berufe mich auf das Gefühl derer, die den Menschen im Grunde seiner Kräfte, die das Mächtige, Große in den Sprachen der Wilden, ja das Wesen der Sprache überhaupt nicht verkennen. — Daher fahre ich fort:

Zweites Naturgesetz.

Der Mensch ist, seiner Bestimmung nach, ein Geschöpf der Heerde, der Gesellschaft; die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, nothwendig.

Das menschliche Weib hat keine Jahrszeit der Brunst, wie die Thierweiber, und die Zeugungskraft des Mannes ist nicht so ungebändigt, aber fortwäh-

rend. Wenn nun Störche und Tauben Ehen haben, so wüßte ich nicht, warum sie der Mensch aus mehrern Ursachen nicht haben sollte?

Der Mensch, gegen den struppigen Bär und den borstigen Igel gesetzt, ist ein schwächeres, dürftigeres, nackteres Thier: er hat Höhlen nöthig, und diese werden, mit den vorigen Veranlassungen zusammen genommen, sehr natürlich gemeinschaftliche Höhlen.

Der Mensch ist ein schwächeres Thier, das in mehrern Himmelsgegenden sehr übel den Jahreszeiten ausgesetzt wäre: das menschliche Weib hat also als Schwangere, als Gebärerinn, einer gesellschaftlichen Hülfe mehr nöthig, als der Straus, der seine Eier in die Wüste leget.

Endlich insonderheit das menschliche Junge, der auf die Welt gesetzte Säugling, wie sehr ist er ein Vasall menschlicher Hülfe und geselliger Erbarmung! Aus einem Zustande, wo er als Pflanze am Herzen seiner Mutter hing, wird er auf die Erde geworfen — das schwächste, hülfloseste Geschöpf unter allen Thieren, wenn nicht mütterliche Brüste da wären, ihn zu nähren, und väterliche Kniee ihm entgegen kämen, um ihn als Sohn aufzunehmen. Wem leuchtet hiemit nicht eine Haushaltung der Natur zur Gesellung der Menschheit entgegen? und zwar die so unmittelbar, so nahe am Instinkt ist, als es bei einem besonnenen Geschöpf seyn konnte. —

Ich muß den letzten Punkt mehr entwickeln, denn in ihm zeigt sich das Werk der Natur am augenscheinlichsten, und mein Schluß wird hieraus um desto

schneller. Wenn man, wie unsre groben Epikuräer thun, aus blinder Wollust oder aus unmittelbarem Eigennutz alles erklären will: woher erklärt sich das Gefühl der Eltern gegen Kinder, sammt den starken Banden, die dadurch bewirkt werden? Siehe diesen armen Erdbewohner! Er kommt elend auf die Welt, ohne zu wissen, daß er elend sey; er ist der Erbarmung bedürftig, ohne daß er sich ihrer im mindesten werth machen könnte; er weinet — aber selbst dieß Weinen müßte so beschwerlich werden, als das Geheul des Philoktetes, der doch so viel Verdienste um sie hatte, den Griechen war, die ihn der wüsten Insel übergaben. Hier müßten also, nach unsrer kalten Philosophie, die Bande der Natur am ehesten *reißen*, wo sie am stärksten *wirken*! Die Mutter hat sich der Frucht, die ihr so viel Ungemach machte, endlich mit Schmerzen entledigt; kommt's bloß auf wildes Vergnügen und auf neue Wollust an, so wirft sie sie weg. Der Vater, der seine Brunst längst gekühlet hatte, was soll er sich weiter um Mutter und Kind, als um Gegenstände seiner *Mühe*, bekümmern: er läuft, wie *Rousseau's* Mannthier, in den Wald und sucht sich einen andern Gegenstand seines thierischen *Vergnügens*. — Wie ganz umgekehrt ist hier die Ordnung der Natur bei Thieren und bei Menschen; und wie weiser ist sie! Eben die Schmerzen und Ungemächlichkeiten vermehren die mütterliche Liebe. Das Bejammerns- und nicht Liebenswürdige des Säuglings, das Hinfällige seines Temperaments, die beschwerliche, verdrießliche Mühe der Erziehung verdoppelt die Regungen seiner Eltern. Die Mutter sieht den Sohn mit wär-

merer Wallung an, der ihr die meisten Schmerzen gekostet, der ihr am öftesten mit seinem Abschiede gedrohet, auf den ihre meisten Zähren des Kummers flossen. Der Vater sieht den Sohn mit wärmerer Wallung an, den er frühe aus einer Gefahr riß, den er mit der größten Mühewaltung erzog, der ihm in Unterricht und Bildung das Meiste kostete. Und so weiß auch „im Ganzen des Geschlechts die „Natur aus der Schwachheit Stärke zu ma„chen.“ Eben deßwegen kommt der Mensch so schwach, so dürftig, so verlassen von dem Unterrichte der Natur, so ganz ohne Fertigkeiten auf die Welt, wie kein Thier, damit er, wie kein Thier, „eine „Erziehung genieße, und das menschliche Ge„schlecht, wie kein Thiergeschlecht, ein innigver„bundenes Ganze werde!“

Die jungen Enten entschlüpfen der Henne, die sie ausgebrütet, und hören, vergnügt in dem Elemente plätschernd, in welches sie der Ruf der mütterlichen Natur hinzog, die warnende, rufende Stimme ihrer Stiefmutter nicht, die am Ufer jammert. So würde es das Menschenkind auch machen, wenn es mit dem Instinkt der Ente auf die Welt käme. Jeder Vogel bringt die Geschicklichkeit, Nester zu bauen, aus seinem Ei, und nimmt sie auch, ohne sie fortzupflanzen, in sein Grab; die Natur hat für ihn unterrichtet. Alles bleibt also in ihrem Geschäft einzeln, das unmittelbare Werk der Natur, und so wird „keine Progression der Seele des „Geschlechts,“ kein Ganzes, wie es die Natur am Menschen wollte. Den band sie also durch Noth und durch einen zuvorkommenden Elterntrieb, für

den die Griechen das Wort στοργη hatten, an sein Geschlecht, und knüpfte dadurch „ein Band des Unterrichts und der Erziehung," das ihm wesentlich würde. Da hatten Eltern den Kreis ihrer Ideen nicht für sich gesammelt; er war zugleich da, um mitgetheilt zu werden, und der Sohn hat den Vortheil, den Reichthum ihres Geistes schon frühe, wie im Auszuge zu erheben. Jene tragen die Schuld der Natur ab, indem sie lehren; diese füllen das ideenlose Bedürfniß ihrer Natur aus, indem sie lernen; so wie sie nachher wieder ihre Schuld der Natur abtragen werden, diesen Reichthum, mit eignem Gute vermehrt, weiter fortzupflanzen. Kein einzelner Mensch ist für sich da; „er ist, in das „Ganze des Geschlechts eingewebet, er ist „nur Eins für die fortgehende Folge."

Was dieß auf die ganze Kette des Geschlechts für Wirkung habe, sehen wir später; hier schränken wir uns nur auf den Zusammenhang der ersten zween Ringe ein: auf „die Bildung einer Familiendenkart durch den Unterricht der Erziehung;" — und

Da der Unterricht der eignen Seele, der Ideenkreis der Elternsprache ist: so wird „die Fortbildung des menschlichen Unterrichts durch den Geist der Familie, durch „den die Natur das ganze Geschlecht verknüpft hat, „auch Fortbildung der Sprache."

Warum hängt dieser Unmündige so schwach und unwissend an den Brüsten seiner Mutter, an den Knieen seines Vaters? Damit er lehrbegierig sey und Sprache lerne. Er ist schwach, damit sein Ge-

schlecht stark werde. Nun theilt sich ihm mit der Sprache die Seele, die Denkart seiner Erzeuger mit; und sie theilen es ihm gerne mit, weil es ihr Selbstgedachtes, Selbstgefühltes, Selbsterfundenes ist, was sie mittheilen. Der Säugling, der die ersten Worte sammelt, stammelt die Gefühle seiner Eltern wieder, und schwört mit jedem frühen Stammeln, nach welchem sich seine Zunge und Seele bildet, diese Gefühle zu verewigen, so wahr er sie Vater- oder Muttersprache nennet. Lebenslang werden diese ersten Eindrücke seiner Kindheit, diese Bilder aus der Seele und aus dem Herzen seiner Eltern in ihm leben; mit dem Worte wird das ganze Gefühl wiederkommen, was damals frühe seine Seele überströmte; mit der Idee des Worts alle Nebenideen, die ihm damals, bei diesem neuen frühen Morgenblick in das Reich der Schöpfung, vorlagen — sie werden wiederkommen und mächtiger wirken, als die reine, klare Hauptidee selbst. Das wird also Familiendenkart, und mithin Familiensprache. Da steht nun der Philosoph und fragt: „durch welches „Gesetz denn wohl die Menschen ihre willkürlich-er„fundene Sprache einander hätten aufdringen, und „den andern Theil hätten veranlassen können, das „Gesetz anzunehmen?" Diese Frage, über die Rousseau so pathetisch, und ein andrer Schriftsteller so lange predigt, beantwortet sich, wenn wir einen Blick in „die Oekonomie der Natur des „menschlichen Geschlechts" thun, von selbst, und man bewundert die leichten Wege, auf welchen sie ihre Zwecke erreichte.

Ist sie nicht Gesetz und Verewigung genug, diese

Familienfortbildung der Sprache? Das Weib, in der Natur so sehr der schwächere Theil, muß von dem erfahrnen, versorgenden, sprachbildenden Manne Gesetz annehmen, wenn es ja Gesetz heißen soll, was bloß milde Wohlthat des Unterrichts ist. Das schwache Kind, das so eigentlich ein Unmündiger heißt, muß Sprache annehmen, da es mit ihr die Milch seiner Mutter und den Geist seines Vaters genießet, und diese Sprache muß verewigt werden, wenn etwas verewigt wird. O die Gesetze der Natur sind mächtiger, als alle Conventionen, die die schlaue Politik schließet, und der Philosoph aufzählen will. Die Worte der Kindheit, diese unsre frühen Gespielen in die Morgenröthe des Lebens, mit denen sich unsre ganze Seele zusammen bildete — wann werden wir sie verkennen? Wann werden wir sie vergessen? Unsre Muttersprache war ja zugleich die erste Welt, die wir sahen, die ersten Empfindungen, die wir fühlten, die erste Wirksamkeit und Freude, die wir genossen. Die Nebenideen von Ort und Zeit, von Liebe und Haß, von Freude und Thätigkeit, und was die feurige, aufwallende Jugendseele sich dabei dachte, wird alles mit verewigt — nun wird die Sprache schon Stamm!

Und je kleiner dieser Stamm ist, desto mehr gewinnt er an innerer Stärke. Unsre Väter, die nichts selbst gedacht, nichts selbst erfunden, die alles mechanisch gelernt haben: was bekümmern sich diese um den Unterricht ihrer Söhne? um Verewigung dessen, was sie selbst nur wie im Traume besitzen? Aber der erste Vater, die ersten dürftigen Spracherfinder, die fast an jedem Worte die Arbeit

ihrer Seele hingaben, die überall in der Sprache noch den warmen Schweiß fühlten, den er ihrer Wirksamkeit gekostet — welchen Informator konnten die bestellen? Die ganze Sprache ihrer Kinder war ein Dialekt ihrer Gedanken, ein Loblied ihrer Thaten, wie die Lieder Ossians auf seinen Vater Fingal.

Rousseau und andre haben viel Paradoxes über den Ursprung und das Anrecht des ersten Eigenthums gesagt; und doch, hätte der erste nur die Natur seines Thiermenschen befragt, so hätte der ihm geantwortet. Warum gehört diese Blume der Biene, die auf ihr sauget? Die Biene wird antworten: weil mich die Natur zu diesem Saugen gemacht hat; mein Instinkt, der auf diese und keine andre Blume hinfällt, ist mir Diktator genug, der mir sie und ihren Garten zum Eigenthum anweise. Wenn wir nun den ersten Menschen fragen: „Wer hat dir das „Recht auf diese Kräuter gegeben?" Was kann er antworten, als: „die Natur, die mir Besinnung gab; diese Kräuter habe ich mit Mühe kennen gelernt, mit Mühe habe ich sie mein Weib und meinen Sohn kennen gelehrt, wir alle leben von ihnen; ich habe mehr Recht daran, als die Biene, die darauf summet, und das Vieh, das darauf weidet; denn alle die haben die Mühe des Kennenlernens und Kennenlehrens nicht gehabt! Jeder Gedanke also, den ich darauf zeichne, ist ein Siegel meines Eigenthums, und wer mich davon vertreibet, der nimmt mir nicht bloß mein Leben, wenn ich diesen Unterhalt nicht wieder finde, sondern wirklich auch den Werth meiner verlebten Jahre, meinen Schweiß, meine

Mü-

Mühe, meine Gedanken, meine Sprache — ich habe sie mir erworben! — Und sollte für den Erstling der Menschheit eine solche Signatur der Seele auf eine Sache, durch Kennenlernen, durch Merkmal, durch Sprache, nicht mehr Recht des Eigenthums seyn, als ein Stempel in der Münze?

„Wie viel Ordnung und Ausbildung bekommt die Sprache also schon eben damit, daß sie „väterliche Lehre wird!" Wer lernt nicht, indem er lehret? Wer versichert sich nicht seiner Ideen, wer mustert nicht seine Worte, indem er sie andern mittheilt, und sie so oft von den Lippen des Unmündigen stammeln höret? Hier gewinnt also die Sprache schon eine Form der Kunst, der Methode; hier wurde die erste Grammatik, die ein Abdruck der menschlichen Seele und ihrer natürlichen Logik war, schon durch eine scharfprüfende Censur berichtigt.

Rousseau, der hier nach seiner Art aufruft: „was hatte denn die Mutter ihrem Kinde viel zu sagen? hatte das Kind nicht seiner Mutter mehr zu „sagen? woher lernte denn dieß schon Sprache, sie „seine Mutter zu lehren?" macht auch hier, wie gewöhnlich, ein panisches Feldgeschrei. Allerdings hatte die Mutter mehr das Kind zu lehren, als das Kind die Mutter, weil jene es mehr lehren konnte, und weil der mütterliche Instinkt, Liebe und Mitleiden, den Rousseau aus Barmherzigkeit den Thieren zugibt und aus Großmuth seinem Geschlecht versaget, sie zu diesem Unterrichte, wie der Ueberfluß der Milch zum Säugen, zwang. Sehen wir nicht selbst an manchen Thieren, daß die Eltern ihre

Jungen zu ihrer Lebensart gewöhnen? und wenn denn ein Vater seinen Sohn von früher Jugend an zur Jagd gewöhnte, ging dieß ohne Unterricht und Sprache ab? „Ein solches Wörterdiktiren zeigte „aber schon eine gebildete Sprache an, die man „lehrt; nicht eine, die sich erst bildet!“ Abermal kein Unterschied, der eine Ausnahme machen dürfe. Freilich war die Sprache schon in dem Vater, in der Mutter gebildet, die solche ihren Kindern lehrten; aber durfte deßwegen schon die Sprache ganz gebildet seyn, auch die, die sie nicht lehrten? Konnten die Kinder in einer neueren, weiteren, feineren Welt nicht mehr dazu erfinden? oder ist eine zum Theil gebildete, sich aber weiter fortbildende Sprache ein Widerspruch? Wann ist die französische, durch Akademien, Autoren und Wörterbücher sehr gebildete Sprache, denn so zu Ende gebildet, daß sie sich mit jedem neuen originalen Autor, ja mit jedem Kopfe, der neuen Ton in die Gesellschaft bringt, nicht neu bilden, oder mißbilden müßte? —

Ein andrer Vertheidiger der gegenseitigen Meinung fragt: „wie doch je die Menschen aus Nothdurft ihre Sprache hätten fortbilden wollen, wenn „sie Lukrezens mutum et turpe pecus gewesen wä„ren?“ und läßt sich auf eine Menge halbwahrer Instanzen der Wilden ein. Ich antworte bloß: Niemals! Niemals hätten sie es wollen und können, wenn sie ein mutum pecus gewesen wären. Sind aber die Wilden von der Art? ist die barbarischste menschliche Nation ohne Sprache? Und ist denn je der Mensch, als etwa in der Abstraktion der Philo-

sophen und in einigen alten Mährchen, ein solches mutum pecus gewesen?

Er fragt: „ob denn wohl, da alle Thiere Zwang „scheuen, und alle Menschen Faulheit lieben, es je „von den Orenocks des Condamine erwartet „werden könne, daß sie ihre langgedehnte, achtsyl„bige, schwere und höchstbeschwerliche Sprache än„dern und verbessern sollten?" Und ich antworte: zuerst ist wieder das Faktum unrichtig, wie fast alle, die er anführt.*) „Ihre langgedehnte, acht„sylbige Sprache?" das ist sie nicht. Condamine sagt bloß: sie sey so eigen organisirt, daß, wo sie drei oder vier Sylben aussprechen, wir sieben bis acht schreiben müßten, und doch hätten wir sie noch nicht ganz geschrieben. Und dann „schwer, höchst„beschwerlich?" Für wen ist sie dieß anders, als für Fremde? Und für die sollen sie sie ausbessern? Für einen kommenden Franzosen, der je kaum eine andre Sprache, als die seinige, ohne sie zu verstümmeln, lernt, sollen sie sie verbessern und franzisiren? Hätten aber deßwegen die Orenocker noch nichts in ihrer Sprache, ja sich noch gar keine Sprache gebildet, weil sie den Genius, der ihnen so eigen ist, um einen herabschiffenden Fremdling nicht vertauschen mögen? Ja gesetzt, sie bildeten auch nichts mehr in ihrer Sprache, auch nicht für sich: ist man denn nie gewachsen, wenn man nicht mehr wächst? und hätten die Wilden nichts gethan, weil sie nichts gern ohne Noth thun? —

Gegentheils, welch ein Schatz ist jede Fa-

*) Süßmilch.

milienſprache für ein werdendes Geſchlecht! Faſt in allen kleinen Nationen aller Welttheile, ſo wenig gebildet ſie ſeyn mögen, ſind Lieder von ihren Vätern, Geſänge von den Thaten ihrer Vorfahren das Heiligthum ihrer Sprache, Geſchichte und Dichtkunſt: ſie ſind ihre Weisheit und Aufmunterung, ihr Unterricht, ihre Spiele und Tänze. Die Griechen ſangen von ihren Argonauten, von Herkules und Bacchus, von Helden und Trojabezwingern, und die Celten von den Vätern ihrer Stämme, von Fingal und Oſſian. Unter Peruanern und Nordamerikanern, auf den caraibiſchen und marianiſchen Inſeln herrſcht noch dieſer Urſprung der Stammesſprache in den Liedern ihrer Stämme und Väter; ſo wie faſt in allen Theilen der Welt Vater und Mutter ähnliche Namen haben. Nun läßt ſich auch anmerken, warum unter ſo manchen Völkern, von denen wir Beiſpiele anführten, das männliche und weibliche Geſchlecht faſt zwo verſchiedene Sprachen habe, nämlich weil beide nach den Sitten der Nation, als das edle und unedle Geſchlecht, faſt zwei ganz abgetrennte Völker ausmachen, die nicht einmal zuſammen ſpeiſen. Nachdem nun die Erziehung väterlich oder mütterlich war, nach dem mußte auch die Sprache Vater- oder Mutterſprache werden, ſo wie nach der Sitte der Römer ſie gar häusliche Knechtsſprache, lingua vernacula, ward.

Drittes Naturgesetz.

Da das ganze menschliche Geschlecht unmöglich Eine Heerde bleiben konnte: so konnte es auch nicht Eine Sprache behalten. Es ward also eine Bildung verschiedner Nationalsprachen nothwendig.

Im eigentlichen Verstande ist nie schon Eine Sprache bei Mann und Weib, Vater und Sohn, beim Kinde und Greise möglich. Man gehe z. B. unter den Morgenländern die langen und kurzen Vokale, die mancherlei Hauche und Kehlbuchstaben, die leichte und so mannichfaltige Verwechselung der Buchstaben von allerlei Organ, die Ruhe- und Sprachzeichen, mit allen Verschiedenheiten, die sich schriftlich so schwer ausdrücken lassen, Ton und Accent, Vermehrung und Verringerung desselben, und hundert andere zufällige Kleinigkeiten in den Elementen der Sprache durch; und bemerke auf der andern Seite die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge bei beiderlei Geschlecht, in der Jugend und im Alter, auch nur bei zween gleichen Menschen, nach so manchen Zufällen und Einzelnheiten, die den Bau dieser Organe verändern, bei so manchen Gewohnheiten, die zur zweiten Natur werden u. s. w. „So wenig als es zween Menschen ganz von einer„lei Gestalt und Gesichtszügen, so wenig kann es „zwo Sprachen, auch nur der Aussprache nach, „im Munde zweener Menschen geben, die völlig „Eine und dieselbe Sprachen wären."

Jedes Geschlecht wird in seine Sprache einen

Haus- und Familienton bringen: das wird, der Aussprache nach, schon eine verschiedene Mundart.

Klima, Luft und Wasser, Speise und Trank werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfließen.

Die Sitte der Gesellschaft und die mächtige Göttinn Gewohnheit werden bald nach Gebehrden und Anstand diese Eigenheit, jene Verschiedenheit einführen: mithin wird ein Dialekt. — „Ein philosophischer Versuch über die verwandten Spracharten der Morgenländer" wäre der angenehmste Beweis dieser Sätze.

Das war nur Aussprache. Aber Worte, selbst Sinn, Seele der Sprache — welch ein unendliches Feld von Verschiedenheiten thut sich mit ihnen auf! Wir haben gesehen, wie die ältesten Sprachen voll Synonyme haben werden müssen; und wenn nun von diesen Synonymen dem Einen dieß, dem Andern jenes geläufiger, seinem Sehepunkt angemeßner, seinem Empfindungskreise ursprünglicher, in seiner Lebensbahn öfter vorkommend, kurz von mehrerm Eindruck auf ihn wurde: so gab's Lieblingsworte, eigne Worte, Idiotismen, ein Idiom der Sprache.

Bei jenem ging jenes Wort aus, dieses blieb; jenes ward durch einen Nebengesichtspunkt von der Hauptsache weggebogen, hier veränderte sich mit der Zeitfolge der Geist des Hauptbegriffs selbst. Da wurden also eigne Biegungen, Ableitungen, Veränderungen, Vor- und Zusätze, Versetzungen, Wegnahmen von ganzen und halben Bedeutungen, also ein neues Idiom; und

das alles ward so natürlich, als Sprache dem Menschen ein Sinn seiner Seele ist.

Je lebendiger eine Sprache, je näher sie ihrem Ursprunge, und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachsthums ist: desto veränderlicher ist sie. Eine Sprache, die nur in Büchern da ist, wo sie nach Regeln gelernt, nur in Wissenschaften und nicht im lebendigen Umgange gebraucht wird, wo sie ihre bestimmte Zahl von Gegenständen und von Anwendungen hat, wo also ihr Wörterbuch geschlossen, ihre Grammatik geregelt, ihre Sphäre fixirt ist: eine solche Sprache kann noch eher im Merklichen unverändert bleiben, und doch auch nur im Merklichen. Allein eine im wilden freien Leben, im Reich der großen, weiten Schöpfung, noch ohne förmlich geprägte Regeln, noch ohne Bücher und Buchstaben und angenommene Meisterstücke, so dürftig und unvollendet, um noch täglich bereichert werden zu müssen, und so jugendlich gelenkig, um es noch täglich auf den ersten Wink der Aufmerksamkeit, auf den ersten Befehl der Leidenschaft und Empfindung werden zu können: sie muß sich verändern in jeder neuen Welt, die man sieht, in jeder Methode, nach der man denkt und fortdenkt. Selbst ägyptische Gesetze der Einförmigkeit könnten hier nicht das Gegentheil bewirken.

Nun ist offenbar der ganze Erdboden für das Menschengeschlecht und dieses für den ganzen Erdboden gemacht (ich sage nicht, jeder Bewohner der Erde, jedes Volk ist plötzlich durch den raschesten Uebersprung für das entgegengesetzteste Klima und so für alle Weltzonen geschaffen; sondern das ganze

Geschlecht für den ganzen Erdkreis). Wo wir uns umhersehen, da ist der Mensch so zu Hause, wie die Landthiere, die ursprünglich für diese Gegend bestimmet sind. Er dauert in Grönland unter dem Eise und bratet sich in Guinea unter der senkrechten Sonne; er ist auf seinem Felde, wenn er in Lappland mit dem Rennthier über den Schnee schlüpft, und wenn er die arabische Wüste mit dem durstigen Kameel durchtrabet. Die Höhle der Troglodyten und die Bergspitzen der Kabylen, der Rauchkamin der Ostiaken und der goldne Palast des Moguls enthält Menschen. Für sie ist die Erde am Pol geplättet und am Aequator erhöhet; für sie wälzt sie sich so und nicht anders um die Sonne; für sie sind ihre Zonen und Jahrszeiten und Veränderungen; und sie wiederum sind für alle Zonen, Jahreszeiten und Veränderungen der Erde. Das Naturgesetz ist also auch hier sichtbar: „Menschen sollen überall auf „der Erde wohnen, da jede Thiergattung bloß ihr „Land und engere Sphäre haben kann:" der Erdbewohner wird sichtbar. Und ist das, so wird auch seine Sprache Sprache der Erde. Eine neue in jeder neuen Welt; Nationalsprache in jeder Nation; die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde.

Manche neue Philosophen haben diesen Proteus so wenig fesseln und in seiner wahren Gestalt erblicken können, daß es ihnen wahrscheinlicher vorgekommen ist, die Natur habe in jeden großen Erdstrich so gut ein Paar Menschen zu Stammeltern hinschaffen können, wie in jedes Klima eigne Thiere.

Diese hätten sich sodann solch' eine eigne Land- und Nationalsprache erfunden, wie ihr ganzer Bau nur für dieß Land sey geschaffen gewesen. Der kleine Lappländer mit seiner Sprache und mit seinem dünnen Bart, mit seinen Geschicklichkeiten und seinem Temperament, sey ein so ursprünglich-lappländisches Menschenthier, als sein Rennthier; und der Neger mit seiner Haut, mit seiner Tintblassenschwärze, mit seinen Lippen und seinem Haar, und seiner Truthühnersprache und Dummheit und Faulheit, sey ein natürlicher Bruder der Affen desselben Klima's. Es sey so wenig eine Einheit des Ursprungs zwischen den Sprachen der Erde auszuträumen, als zwischen der Bildung aller Menschengattungen; und es hieße sehr unweise von Gott gedacht, nur ein Paar Menschen als Stammeltern für die ganze Erde, schwach und schüchtern, zum Raube der Elemente und Thiere in einem Erdewinkel dahingesetzt und einem tausendfachen Ungefähr von Gefahren überlassen zu haben. — —

Wenigstens — fährt eine weniger behauptende Meinung fort — wäre die Sprache eine natürliche Produktion des menschlichen Geistes, die sich nur allmählig mit dem Menschengeschlecht nach fremden Klimaten hingezogen hätte: so müßte sie sich auch nur allmählig verändert haben. Man müßte die Abänderung, den Fortzug und die Verwandtschaft der Völker im Verhältnisse fortgehen sehen, und sich überall nach kleinen Nüanceen von Denk-, Mund- und Lebensart genaue Rechenschaft geben können. Wer aber kann das? Findet man nicht in demselben Klima, ja dicht an einander in allen Welttheil-

len kleine Völker, die in einerlei Kreise so verschiedene und entgegengesetzte Sprachen haben, daß alles ein böhmischer Wald wird?*) Wer Reisebeschreibungen von Nord- und Süd-Amerika, von Afrika und Asien gelesen hat, dem dürfen die Stämme dieses Waldes nicht vorgerechnet werden. Hier, schliessen diese Zweifler, hört also alle menschliche Untersuchung auf.

Und doch glaube ich, daß auch hier die Untersuchung nicht aufhöre, sondern daß sich diese „Verschiedenheit dicht an einander eben so natürlich erklären lasse, als die Einheit der Familiensprache in Einer Nation."

Die Trennung der Familien in abgesonderte Nationen geht gewiß nicht nach den langweiligen Verhältnissen von Entfernung, Wanderung, neuer Beziehung und dergl., wie sie der kalte Philosoph, den Cirkel in der Hand, auf der Landcharte abmißt, und wie nach diesem Maße große Bücher „von Verwandtschaften der Völker" geschrieben worden, an denen alles, nur die Regel nicht, wahr ist, nach der alles berechnet ward. Thun wir einen Blick in die lebendige, wirksame Welt, so sind Triebfedern da, die die Verschiedenheit der Sprache unter den nahen Völkern sehr natürlich veranlassen müssen;

*) Wie viele Sprachen bestehen in Ungarn! In beinahe tausend Jahren keine Coalition der madsharischen und slawischen. In der Schweiz trennen Brücken, kleine Bäche, wohl in Einer Stadt, französisch oder romanisch und teutschredende Menschen, so daß die nächsten nicht allemal beide Sprachen verstehen.

Der Herausgeber.

man wolle nur den Menschen nach keinem Lieblingssystem zu etwas anders, als er ist, umbilden. Er ist kein Rousseau'scher Waldmann: er hat Sprache; er ist kein Hobbes'scher Wolf: er hat eine Familiensprache. Er ist aber auch in andern Verhältnissen kein unzeitiges Lamm: er kann sich also auch eine entgegengesetzte Natur, Gewohnheit und Sprache bilden — Kurz! „der „Grund von dieser Verschiedenheit so naher kleiner „Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist „gegenseitiger Familien- und National„haß."

Ohne alle Verschwärzung und Verketzerung der menschlichen Natur können zween oder mehrere nahe Stämme, wenn wir uns in ihre Familiendenkart setzen, nicht anders, als bald Gegenstände des Zwistes finden. Nicht bloß, daß ähnliche Bedürfnisse sie bald in einen Streit, wenn ich so sagen darf, des Hungers und Durstes verwickeln werden, wie sich z. B. zwo Rotten von Hirten über Brunnen und Weide zanken, und nach Beschaffenheit der Weltgegenden oft sehr natürlich zanken dürfen; ein viel heißerer Funke glimmt ihr Feuer an: Eifersucht, Gefühl der Ehre, Stolz auf ihr Geschlecht und ihren Vorzug. Dieselbe Familienneigung, die, in sich selbst gekehret, Stärke der Eintracht Eines Stammes gab, macht außer sich gekehrt, gegen ein andres Geschlecht, Stärke der Zwietracht, Familienhaß. Dort zog's viele zu Einem desto fester zusammen; hier macht's aus zwo Parteien gar bald bittere Feinde. Der Grund dieser Feindschaft und ewigen Kriege ist in

solchem Falle mehr edle menschliche Schwachheit, als ein niederträchtiges Laster.

Da die Menschheit auf dieser Stufe der Bildung mehr Kräfte der Wirksamkeit, als Güter des Besitzes hat: so ist auch der Stolz auf jene mehr Ehrenpunkt, als das leidige Besitzthum der letzten, wie in spätern nervenlosen Zeiten. Ein braver Mann zu seyn, und einer braven Familie zu gehören, war aber im damaligen Zeitalter fast Eins, da der Sohn, in vielem Betracht noch eigentlicher als bei uns, seine Tugend und Tapferkeit vom Vater erbte, lernte, und der ganze Stamm überhaupt bei allen Gelegenheiten für einen braven Mann stand. Es ward also bald das Wort natürlich: wer nicht mit und aus uns ist, der ist unter uns! der Fremdling ist schlechter, als wir, er ist Barbar! In diesem Verstande war Barbar das Losungswort der Verachtung:*) ein Fremder war zugleich ein Unedlerer, der uns an Weisheit oder Tapferkeit (oder was der Ehrenpunkt des Zeitalters sey) nicht gleichkommt.

Nun ist dieß freilich, wie ein Engländer richtig anmerkt, wenn es bloß auf Eigennutz und Sicherheit des Besitzes ankommt, eben kein Grund zum Hasse, daß der Nachbar nicht so tapfer, als wir, ist: wir könnten uns vielmehr in der Stille darüber freuen. Allein eben weil diese Meinung nur Meinung, und von beiden Theilen, die gleiches Gefühl

---

*) „Sohn der Wüste," ein Vereinzelter, gegen den die aufkeimenden Vereine sich gewaltig deuchten.

Herausg.

des Stammes haben, gleiche Meinung ist:*) so ist eben damit die Trompete des Krieges geblasen. Das sodann gilt die Ehre, das weckt den Stolz und Muth des ganzen Stammes; auf beiden Seiten entstehen Helden und Patrioten. Und weil jeden die Ursache des Krieges traf, und jeder sie einsehen und fühlen konnte, so wurde der Nationalhaß in bittern Kriegen verewigt. Und da war die zweite Synonyme fertig: wer nicht mit mir ist, ist gegen mich; Barbar und Gehässiger; ein Fremdling, ein Feind, wie bei den Römern ursprünglich das Wort hostis! **)

Das dritte folgte unmittelbar aus den zwei ersten Stücken, nämlich eine völlige Trennung und Absonderung. Wer wollte mit einem solchen Feinde, dem verächtlichen Barbaren, was gemein haben? Keine Familiengebräuche, kein Andenken an Einen Ursprung, und am wenigsten Einerlei Sprache, da Sprache eigentlich „das Merkwort des „Geschlechts, das Band der Familie, das „Werkzeug des Unterrichts, ein Helden„gesang von den Thaten der Väter, und „die Stimme derselben aus ihren Grä„bern" war. Unmöglich konnten diese Beiden Einerlei bleiben; und so schuf dasselbe Familiengefühl, das Eine Sprache gebildet hatte, da es Nationalhaß wurde, oft Verschiedenheit, völlige Verschiedenheit der Sprache. Er ist

*) Der Barbar fühlte sich einen kraftvollern Mann als die inner Stadtmauern sich verweichlichten.

Herausg.

**) Voss. Etymol.

Barbar, er redet eine fremde Sprache: dieß war die dritte, so gewöhnliche Synonyme.

So umgekehrt die Etymologie dieser Worte scheine, so beweiset doch die Geschichte aller kleinen Völker und Sprachen, über welche die Frage gilt, ihre völlige Wahrheit; die Absätze der Etymologie sind nur Abstraktionen, nicht Trennungen in der Geschichte. Viele solcher nahen Polyglotten sind einander die grimmigsten, unversöhnlichsten Feinde; und zwar nicht alle aus Raub- und Habsucht, da sie oft nicht plündern, sondern nur tödten und verwüsten, und dem Schatten ihrer Väter opfern. Schatten der Väter sind die Gottheiten, und die einzigen unsichtbaren Maschinen der ganzen blutigen Epopee, wie in den Gesängen Ossians. Sie sind's, die den Anführer in Träumen wecken und beleben, und denen er seine Nächte wacht; sie sind's, deren Namen seine Begleiter in Schwüren und Gesängen nennen; sie sind's, denen man die Gefangnen in allen Martern weihet; und sie sind's auch gegentheils, die den Gemarterten in seinen Gesängen und Todesliedern stärken. „Verewigter Familienhaß" ist also die Ursache ihrer Kriege, ihrer so eifersüchtigen Abtrennungen in Völker, die oft kaum nur Familien gleichen, und nach aller Wahrscheinlichkeit auch Ursache der „völligen Unterschiede ihrer Gebräuche und Sprachen."

Eine morgenländische Urkunde über die Trennung der Sprachen *) (die ich hier nur als ein

---

*) 1 Mos. 11.

poetisches Fragment zur Archäologie der Völkergeschichte betrachte) bestätigt durch eine sehr dichterische Erzählung, was so viel Nationen aller Welttheile durch ihr Beispiel bestätigen. „Nicht allmählig verwandelten sich die Sprachen,“ wie sie der Philosoph durch Wanderungen vervielfältigt; „die Völker vereinigten sich, sagt das Poëm, zu einem großen Werke; da floß über sie der Taumel „der Verwirrung und der Vielheit der Sprachen, „daß sie abließen und sich trennten.“ — Was war dieß, als eine schnelle Verbitterung und Zwietracht, zu der eben ein solch großes Werk den reichsten Anlaß gab? Da wachte der vielleicht bei einer kleinen Gelegenheit beleidigte Familiengeist auf; Bund und Absicht zerschlug sich; der Funke der Uneinigkeit schoß in Flammen; sie flogen aus einander, und thaten „das jetzt um so heftiger, dem sie „durch ihr Werk hatten zuvor kommen „wollen: sie verwirrten das Eine ihres „Ursprungs, ihre Sprache. So wurden ver„schiedne Völker; und da sagt der spätere Bericht, „heißen noch die Trümmer: Verwirrung der Völ„ker!“ Wer den Geist der Morgenländer in ihren Einkleidungen und Geschichten kennet (ich will hier für die Theologie keine höhere Veranstaltung ausschließen), der wird vielleicht den sinnlich gemachten Hauptgedanken nicht verkennen, daß „Veruneini„gung über einer großen gemeinschaftlichen Absicht,“ und nicht bloß die Völkerwanderung mit eine Ursache zu so vielen Sprachen geworden.

Aber auch dieß morgenländische Zeugniß (das ich hier nur als Poëm anführen wollte) dahingestellet,

siehet man, daß die Vielheit der Sprachen keinen Einwurf gegen das Natürliche und Menschliche der Fortbildung einer Sprache abgeben könne. Hier und da können freilich Berge durch Erdbeben hervorgehoben seyn; folget aber daraus, daß die Erde im Ganzen mit ihren Gebirgen und Strömen und Meeren nicht ihre Gestalt aus Wasser könne gewonnen haben? — Nur freilich wird auch eben damit den Etymologisten und Völkerforschern ein nützlicher Stein der Behutsamkeit auf die Zunge gelegt, „aus den Sprach„unähnlichkeiten nicht zu despotisch auf „ihre Abstammung zu schließen.“ Es können Familien sehr nahe verwandt seyn, und doch Ursache gehabt haben, die Verwandtschaft der Wappen zu unterdrücken, die ihnen einst gemein gewesen. Der Geist solcher kleinen Völker gibt dazu Ursache genug.

Viertes Naturgesetz.

„So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das mensch„liche Geschlecht Ein progressives Ganze von „Einem Ursprunge in Einer großen Haushal„tung ausmacht: so auch alle Sprachen, und „mit ihnen die ganze Kette der Bildung.“

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über Einen Menschen waltet: seine Seele ist gewohnt, immer das, was sie sieht, zu reihen mit dem, was sie sah, und durch Besonnenheit wird also „ein progressives Eins aller Zustände

„des

„des Lebens, mithin Fortbildung der „Sprache.“

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über das Menschengeschlecht waltet, daß durch die Kette des Unterrichts Eltern und Kinder Eins werden, und jedes Glied also nur von der Natur zwischen zwei andre hingeschoben wird, um zu empfangen und mitzutheilen; dadurch wird „Fort„bildung der Sprache.“

Endlich geht dieser sonderbare Plan auch auf's ganze Menschengeschlecht fort; und dadurch wird „eine Fortbildung im höchsten Verstande,“ die aus den beiden vorigen unmittelbar folget.

Jedes Individuum ist Mensch, folglich denkt er die Kette seines Lebens fort. Jedes Individuum ist Sohn oder Tochter, es ward durch Unterricht gebildet, folglich bekam es immer einen Theil der Gedankenschätze seiner Vorfahren frühe mit, und wird sie nach seiner Art weiter reichen. Also ist auf gewisse Weise „kein Gedanke, keine Erfin„dung, keine Vervollkommnung, die nicht „weiter, fast in's Unendliche reiche.“ So wie ich keine Handlung thun, keinen Gedanken denken kann, der nicht auf die ganze Unermeßlichkeit meines Daseyns natürlich hinwirke: so gibt es kein Geschöpf meiner Gattung, das nicht mit jedem auch für die ganze Gattung und für das fortgehende Ganze der ganzen Gattung wirke. Jedes treibt eine große oder kleine Welle; jedes verändert den Zustand der einzelnen Seele, mithin das Ganze dieser Zustände, wirkt immer auf

andre, verändert auch in diesen etwas — der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.

Wäre Sprache dem Menschen so angeboren, als den Bienen der Honigbau, so zerfiele mit Einmal dieß größte, prächtigste Gebäude in Trümmer. Jeder brächte sich sein wenig Sprache auf die Welt, oder da doch das „auf die Welt bringen" für eine Vernunft nichts heißt, als sie sich gleich erfinden — welch ein trauriges Einzelne würde damit jeder Mensch! Jeder erfindet seine Rudimente, stirbt über ihnen, und nimmt sie in's Grab, wie die Biene ihren Kunstbau: der Nachfolger kommt, quält sich über denselben Anfängen, kommt eben so wenig weit als jene, stirbt — und so geht's in's Unendliche. Man siehet, „der Plan, der über die Thiere geht, „die nichts erfinden, kann nicht über Geschöpfe ge„hen, die erfinden müssen," oder es wird ein planloser Plan! Erfindet jedes für sich allein, so wird unnütze Mühe in's Unendliche vervielfältigt, und der erfindende Verstand seines besten Preises beraubt, zu wachsen. Was für Grund hätte ich, um irgendwo in der Kette stille zu stehen, und nicht, so lange ich denselben Plan wahrnehme, auch auf die Sprache hinaufzuschließen? Kam ich auf die Welt, um sogleich in den Unterricht der Meinigen eintreten zu müssen; so mein Vater, so der erste Sohn des ersten Stammvaters auch, — und wie ich meine Gedanken um mich und in meine Abfolge breite, so mein Vater, so sein Stammvater, so der erste aller Väter. Die Kette

reicht fort und steht nur „bei Einem, dem Er„sten," stille. So sind wir alle seine Söhne; von ihm fängt sich Geschlecht, Unterricht, Sprache an; er hat zu erfinden angefangen; wir alle haben ihm nacherfunden, bilden und mißbilden. Kein Gedanke in einer menschlichen Seele war verloren; nie aber war auch Eine Fertigkeit dieses Geschlechts auf einmal ganz da, wie bei den Thieren. „Zufolge der „ganzen Oekonomie," war sie immer im Fortschritte, im Gange: nichts Erfundnes, wie der Bau einer Zelle, sondern alles im Erfinden, im Fortwirken, strebend. In diesem Gesichtspunkt, wie groß wird die Sprache! „Eine Schatz„kammer menschlicher Gedanken, wohin „jeder auf seine Art etwas beitrug; eine „Summe der Wirksamkeit aller mensch„lichen Seelen."

Höchstens — (tritt hier die vorige Philosophie, die den Menschen gern als ein Land- und Domänengut betrachten möchte, dazwischen —) „höchstens „dürfte diese Kette doch wohl nur bis an jeden Ein„zelnen ersten Stammvater eines Landes reichen, „von dem sich sein Geschlecht, wie seine Landessprache „erzeugte?"*) Ich wüßte nicht, warum sie nur bis dahin und nicht weiter reichen sollte? Warum diese Landesväter nicht wieder unter sich einen Erdenvater könnten gehabt haben, da „die ganze fort„gehende Aehnlichkeit der Haushaltung „dieses Geschlechts" es so fordert. Ja, (hören

*) Philosophie de l'histoire etc. etc.

wir den Einwurf), „als wenn's weise gewesen „wäre, ein schwaches Menschenpaar in einen Winkel „der Erde zum Raube der Gefahr auszustellen?" Und als wenn's weiser gewesen wäre, viele solche schwache Menschenpaare einzeln in verschiedenen Winkeln der Erde zum Raube zehnfach ärgerer Gefahren zu machen? Der Fall wagender Unvorsichtigkeit ist nicht bloß überall derselbe, sondern er wird auch mit jeder Vervielfältigung vermehret. Ein Menschenpaar, irgendwo, im besten, bequemsten Klima der Erde, wo die Jahreszeit ihrer Nacktheit am wenigsten strenge ist, wo der fruchtbare Boden den Bedürfnissen ihrer Unerfahrenheit von selbst zu statten kommt, wo gleichsam alles umhergelagert ist, wie eine Werkstätte, um der Kindheit ihrer Künste zu Hülfe zu kommen — ist dieß Paar nicht weiser versorgt, als jedes andre menschliche Landthier, was unter dem unfreundlichsten Himmel in Lappland oder Grönland, mit der ganzen Dürftigkeit der nackten, erfrornen Natur umgeben, den Klauen eben so dürftiger, hungriger, und um so grausamerer Thiere, mithin unendlich mehrern Ungemächlichkeiten ausgesetzt ist? Die Sicherheit der Erhaltung nimmt also ab, je mehr die ursprünglichen Erdenmenschen verdoppelt werden. Und dann, wie lange bleibt das Paar im seligern Klima Ein Paar? Es wird bald Familie, bald ein kleines Volk, und wenn es sich nun als Volk ausbreitet, es kommt in ein ander Land, es kommt schon als Volk hinein — wie weiser! wie sicherer! Viele an Anzahl, mit gehärteten Körpern, mit versuchten Seelen, ja mit dem ganzen Schatze von Erfahrungen ihrer Vor=

fahren beerbt: wie vielfach also verstärkte und verdoppelte Seelen! Nun sind sie fähig, sich bald zu Landgeschöpfen dieser Gegend zu vervollkommnen: sie werden in kurzem so eingeboren, als die Thiere des Klima, mit Lebensart, Denkart und Sprache. — Beweiset nicht aber eben dieß „den natürlichen „Fortgang des menschlichen Geistes, der „sich aus einem gewissen Mittelpunkt zu „allem bilden kann." Es kommt nie auf eine Menge bloßer Zahlen, sondern auf die Gültigkeit und Progression ihrer Bedeutung, nie auf eine Menge schwacher Subjekte, sondern auf die Kräfte an, mit denen sie wirken. Diese wirken eben im simpelsten Verhältniß am stärksten; und nur die Bande umfangen also das ganze Geschlecht am strengsten, die von Einem Punkte der Verknüpfung ausgehen.

Ich lasse mich in keine weitern Gründe dieses einstämmigen Ursprungs ein: daß z. B. noch keine wahren Data von neuen Menschengattungen, die diesen Namen, wie die Thiergattungen, verdienten, aufgefunden sind; daß die offenbar allmählige und fortgehende Bevölkerung der Erde gerade das Gegentheil von eingebornen Landthieren zeige; daß die Kette der Kultur und ähnlicher Gewohnheiten daßelbe, nur dunkler, zeige u. s. w. Ich bleibe bei der Sprache. Wären die Menschen Nationalthiere, deren jedes die seinige sich ganz unabhängig und abgetrennt von andern selbst erfunden hätte: so müßte diese gewiß „eine größere Verschiedenartigkeit" zeigen, als vielleicht die Einwohner des Saturns und der Erde gegen einander haben mö-

gen; und doch geht bei uns offenbar alles auf Einem Grunde fort. Auf einem Grunde, nicht bloß was die Form, sondern was wirklich den Gang des menschlichen Geistes betrifft; denn unter allen Völkern der Erde ist die Grammatik beinahe auf Einerlei Art gebaut. Die einzige sinesische macht, meines Wissens, eine wesentliche Ausnahme, die ich mir aber als Ausnahme sehr zu erklären getraue. „Wie viel Sine„ser-Grammatiken aber, und wie viele Ar„ten derselben müßten seyn, wenn die Erde „voll spracherfindender Landthiere gewe„sen wäre!"

Woher kommt's, daß so viele Völker ein Alphabet haben, und doch fast nur Ein Alphabet auf dem Erdboden zu finden ist? Der sonderbare und schwere Gedanke, sich aus den Bestandtheilen der willkürlichen Worte, aus Lauten, willkürliche Zeichen zu bilden, ist so verwickelt, so sonderbar, daß es gewiß unerklärlich wäre, wie Viele und so Viele auf den einen so entfernten Gedanken, und alle ganz auf Eine Art auf ihn gefallen wären; daß sie alle die weit natürlichern Zeichen, die Bilder von Sachen, vorbei ließen, und Hauche mahlten, unter allen möglichen dieselben zwanzig mahlten, und sich gegen die übrigen fehlenden dürftig behalfen, daß zu diesen zwanzig so Viele dieselben willkürlichen Zeichen nahmen. — Wird hier nicht Ueberlieferung sichtbar? Die morgenländischen Alphabete sind im Grunde eins: Das griechische, lateinische, runische, deutsche u. s. w. sind Ablei-

tungen; das deutsche hat daher noch mit dem koptischen Buchstaben gemein, und einige Irländer sind kühn genug gewesen, den Homer für eine Uebersetzung aus ihrer Sprache zu erklären. Wer kann (so wenig oder viel er darauf rechne) im Grunde die Verwandtschaft der meisten Sprachen ganz verkennen? „Wie Ein Menschenvolk nur auf der Erde „wohnet, so auch nur Eine Menschensprache; wie „aber diese große Gattung sich in so viele kleine „Landarten nationalisirt hat: so ihre Sprachen nicht „anders.“

Viele haben sich mit den „Stammlisten dieser Sprachengeschlechter“ versucht; ich versuche es nicht: denn wie viele, viele Nebenursachen konnten in dieser Abstammung, und in der Kenntlichkeit dieser Abstammung Veränderungen machen, auf die der etymologisirende Philosoph nicht rechnen kann, und die seinen Stammbaum trügen. Zudem sind unter den Reisebeschreibern und selbst Missionarien so wenig wahre Sprachphilosophen gewesen, die uns von dem Genius und dem charakteristischen Grunde ihrer Völkersprachen hätten Nachricht geben können oder wollen, daß man im Allgemeinen hier noch in der Irre gehet. Sie geben meistens bloß Verzeichnisse von Wörtern. Die Regeln der wahren Sprachdeduktion sind auch so fein, daß wenige — — doch das alles ist nicht mein Werk. Im Ganzen bleibt das Naturgesetz sichtbar: „Sprache „pflanze und bilde sich mit dem menschlichen Geschlechte fort;“ in diesem Gesetze zähle ich nur Hauptarten auf, die eine verschiedene Dimension geben.

I. Jeder Mensch hat freilich alle Fähigkeiten, die sein ganzes Geschlecht besitzet, und jede Nation die Fähigkeiten, die alle Nationen haben; es ist indessen doch wahr, daß eine Gesellschaft mehr als ein Mensch, und das ganze menschliche Geschlecht mehr als ein einzelnes Volk erfinde. Und das zwar nicht bloß nach Menge der Köpfe, sondern nach vielfach- und innig vermehrteren Verhältnissen. Man sollte denken, daß ein einsamer Mensch, ohne dringende Bedürfnisse, mit aller Gemächlichkeit der Lebensart, vielmehr Sprache erfinden, ja daß seine Muße ihn dazu antreiben werde, seine Seelenkräfte zu üben, mithin immer etwas Neues zu erdenken. Allein das Gegentheil ist klar. Er wird ohne Gesellschaft immer auf gewisse Weise verwildern, und bald in Unthätigkeit ermatten, wenn er sich nur erst in den Mittelpunkt gesetzt hat, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen; er ist immer eine Blume, die, aus ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamme gebrochen, da liegt und welket. — Setzet ihn aber in Gesellschaft und in mehrere Bedürfnisse: er habe für sich und andere zu sorgen — man sollte denken, diese neuen Lasten nehmen ihm die Freiheit, sich empor zu heben; dieser Zuwachs von Peinlichkeiten nehme ihm die Muße, zu erfinden; aber gerade umgekehrt. Das Bedürfniß strengt ihn an; die Peinlichkeit weckt ihn; die Rastlosigkeit hält seine Seele in Bewegung; er wird desto mehr thun, je wundersamer es wird, daß er's thue. So wächst also die Fortbildung einer Sprache von einem Einzelnen bis zu einem Familienmenschen schon in sehr

zusammengesetztem Verhältniß. Alles andre abgerechnet, wie wenig würde doch der Einsame, selbst der einsame Sprachenphilosoph auf seiner wüsten Insel erfinden! Wie viel mehr und stärker wirkt der Stammvater, der Familienmann! Die Natur hat also diese Fortbildung gewählet.

II. Eine einzelne, abgetrennte Familie, denkt man, wird ihre Sprache bei Bequemlichkeit und Muße mehr ausbilden können, als bei Zerstreuungen, bei Kriegen gegen einen andern Stamm, u. s. w.; allein nichts weniger. Je mehr sie gegen andere gekehrt ist, desto stärker wird sie in sich zusammengedrängt, desto mehr setzt sie sich auf ihrer Wurzel fest, macht die Thaten ihrer Vorfahren zu Liedern, zu Aufrufungen, zu ewigen Denkmalen, erhält dieses Sprachandenken um desto reiner und patriotischer. — Die Fortbildung der Sprache, als Mundart der Väter, geht desto stärker fort: darum hat die Natur diese Fortbildung gewählet.

III. Mit der Zeit aber setzt sich auch dieser Stamm; wenn er zu einer kleinen Nation angewachsen ist, in seinem Cirkel fest. Er hat seinen gemeßnen Kreis von Bedürfnissen, und für diesen auch Sprache; weiter gehet er nicht, wie wir an allen kleinen, sogenannten barbarischen Nationen sehen. Mit ihren Nothwendigkeiten abgetheilt, können sie Jahrhunderte lang in der sonderbarsten Unwissenheit bleiben, wie jene Inseln ohne Feuer, und wie so viel andere Völker ohne die leichtesten mechanischen Künste; es ist, als ob sie nicht Augen hätten, zu sehen, was ihnen vorliegt. Daher als-

dann das Geschrei anderer Völker auf solche, als auf dumme, unmenschliche Barbaren; da wir alle doch vor weniger Zeit eben dieselben Barbaren waren und diese Kenntnisse nur von andern Völkern bekamen. Daher auch das Geschrei so mancher-Philosophen über diese Dummheit, als über die unbegreiflichste Sache, da doch nach der Analogie der ganzen Haushaltung mit unserem Geschlecht nichts begreiflicher ist, als sie. — Hier hat die Natur eine neue Kette geknüpft, die Ueberlieferung von Volk zu Volk. „So haben sich Künste, Wis„senschaften, Kultur und Sprache in ei„ner großen Progression Nationen hin„ab verfeinert.“ — Das feinste Band der Fortbildung, das die Natur wählen konnte.

Wir Deutsche würden noch, ruhig, wie die Amerikaner, in unsern Wäldern leben, oder vielmehr noch in ihnen rauh kriegen und Helden seyn, wenn die Kette fremder Kultur nicht so nah an uns gedrängt, und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genöthigt hätte, mit einzugreifen. Der Römer holte seine Bildung aus Griechenland, der Grieche bekam sie aus Asien und Aegypten, Aegypten aus Asien, Sina vielleicht aus Aegypten — so geht die Kette von einem ersten Ringe fort, und wird vielleicht einmal über die Erde reichen. Die Kunst, die einen griechischen Palast bauete, zeigt sich bei dem Wilden schon im Bau einer Waldhütte; wie die Mahlerei Mengs's und Dürers schon im rohesten Grunde auf dem bemahlten Schilde Hermanns glänzte. Der Es=

kimau vor seinem Kriegsheere hat schon alle Keime zu einem künftigen Demosthenes; und jene Nation von Bildhauern am Amazonenstrome*) könnte vielleicht einen künftigen Phidias erzeugen, wenn die Minerva Griechenlands sich ihrer annähme. Lasset andere Nationen vor- und jene umrücken: so ist alles, wenigstens in den gemäßigten Zonen, wie in der alten Welt. Aegypter, Griechen, Römer, und einige neuere Völker thaten nichts als fortbauen; Perser, Tataren, Gothen und Pfaffen kommen dazwischen und machen Trümmer; desto frischer bauet sich's, aus und nach und auf solchen alten Trümmern weiter. Die Kette einer gewissen Vervollkommnung der Kunst geht über alles fort (obgleich andere Eigenschaften der Natur wiederum dagegen leiden), und so auch über die Sprache. Die arabische ist ohne Zweifel hundertmal feiner, als ihre Mutter im ersten rohen Anfange, unser Deutsch ohne Zweifel feiner, als das alte Deutsche. Die Grammatik der Griechen konnte besser werden, als die morgenländische, denn sie war Tochter; die römische philosophischer als die griechische, die französische als die römische; ist der Zwerg auf den Schultern des Riesen nicht immer größer, als der Riese selbst?

Nun sieht man auch, wie trüglich der Beweis für die Göttlichkeit der Sprache aus ihrer Ordnung und Schönheit werde. Ordnung und Schönheit sind da, aber wann, wie und woher sind sie gekommen?

---

*) De la Condamine.

Ist denn diese so bewunderte Sprache die Sprache des Ursprunges, oder nicht schon das Kind ganzer Jahrhunderte, und vieler Nationen? Siehe! an diesem großen Gebäude haben Nationen und Welttheile und Zeitalter gebauet — und darum könnte jene arme Hütte nicht der Ursprung der Baukunst seyn? Darum mußte gleich ein Gott die Menschen solchen Palast bauen lehren? Weil Menschen auf einmal solchen Palast nicht hätten bauen können, darum muß ihn nothwendig ein Gott gebauet haben? Oder diese große Brücke zwischen zwei Bergen begreife ich nicht ganz, wie sie gebauet sey: folglich hat sie der Teufel gebauet — welch ein Schluß! Es gehört überhaupt ein großer Grad Kühnheit oder Unwissenheit dazu, zu läugnen, daß sich nicht die Sprache mit dem menschlichen Geschlechte nach allen Stufen und Veränderungen fortgebildet habe; dieß zeigt Geschichte und Dichtkunst, Beredsamkeit und Grammatik, ja, wenn alles nicht, so die Vernunft. Hat sie sich nun ewig so fortgebildet und nie zu bilden angefangen? Oder hat sie sich immer menschlich gebildet, so daß Vernunft nicht ohne sie, und sie ohne Vernunft nicht gehen konnte; und mit Einmal wäre ihr Anfang anders? und das so ohne Sinn und Grund anders, wie wir anfangs gezeigt haben? In allen Fällen wird die Hypothese eines göttlichen Ursprungs in der Sprache eine qualitas occulta, d. i. ein fein-versteckter Unsinn.

Ich wiederhole das mit Bedacht gesagte, harte Wort: U n s i n n! und will mich zum Schluß erklären. Was heißt ein göttlicher Ursprung der Sprache, als entweder: „Ich kann die Sprache aus der

„menschlichen Natur nicht erklären: folglich ist sie „göttlich?“ Der Gegner sagt: „ich kann sie aus der „menschlichen Natur, und aus ihr vollständig erklä„ren“ — wer hat mehr gesagt? Jener versteckt sich hinter eine Decke und ruft hervor: „Hier ist Gott!“ dieser stellt sich sichtbar auf den Schauplatz, er handelt — „sehet! ich bin ein Mensch!“

Oder ein höherer Ursprung sagt: „Weil ich die „menschliche Sprache nicht aus der menschlichen Na„tur erklären kann: so kann durchaus keiner sie er„klären — sie ist durchaus unerklärbar.“ Der Gegner sagt: „mir ist kein Element der Sprache in ih„rem Beginn, und in jeder ihrer Progressionen aus „der menschlichen Seele unbegreiflich: ja die ganze „menschliche Seele wird mir unerklärbar, wenn ich „in ihr nicht Sprache setze. Das ganze menschliche „Geschlecht bleibt nicht das Naturgeschlecht mehr, „wenn's nicht die Sprache fortbildet.“ — Wer hat mehr gesagt? Wer sagte Sinn?

Oder endlich die höhere Hypothese sagt gar: „nicht bloß keiner kann die Sprache aus der mensch„lichen Seele begreifen: sondern ich sehe deutlich die „Ursache, warum sie ihrer Natur und der Analogie „ihres Geschlechts nach durchaus für Menschen un„erfindbar war. Ich sehe in der Sprache und im „Wesen der Gottheit die Ursache deutlich, warum „keiner, als Gott, sie erfinden konnte.“ Nun bekäme zwar der Schluß Folge; aber nun wird er auch der gräßlichste Unsinn. Er wird so beweisbar, als jener Beweis der Türken von der Göttlichkeit des Korans: „wer anders, als der Prophet Gottes

konnte „so schreiben?" Und wer anders, als ein Prophet Gottes, kann auch wissen, daß nur der Prophet Gottes so schreiben konnte? Niemand, als Gott, konnte die Sprache erfinden; Niemand, als Gott, kann aber auch einsehen, daß Niemand, als Gott, sie erfinden konnte. Und welche Hand kann es wagen, nicht bloß etwa Sprache und die menschliche Seele, sondern Sprache und Gottheit auszumessen?

Ein höherer Ursprung hat nichts für sich, selbst nicht das Zeugniß der morgenländischen Schrift, auf die er sich beruft; denn diese gibt offenbar der Sprache einen menschlichen Anfang durch Namennennung der Thiere. Die menschliche Erfindung hat alles für und durchaus nichts gegen sich: Wesen der menschlichen Seele und Element der Sprache; Analogie des menschlichen Geschlechts und Analogie der Fortgänge der Sprache; das große Beispiel aller Völker, aller Zeiten und Theile der Welt.

Der höhere Ursprung ist, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich; bei jedem Schritte verkleinert er Gott durch die niedrigsten, unvollkommensten Anthropomorphien. Der menschliche zeigt Gott im größesten Lichte: sein Werk, eine menschliche Seele, durch sich selbst eine Sprache schaffend und fortschaffend, weil sie sein Werk, eine menschliche Seele ist. Sie bauet sich diesen künstlichen Sinn ihrer Vernunft, als eine Schöpferinn, als ein Bild seines

Wesens. Der Ursprung der Sprache wird also nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist.

Der höhere Ursprung ist zu nichts nütze, und sogar schädlich. Er zerstört alle Wirksamkeit der menschlichen Seele, erklärt nichts, und macht alle Psychologie und alle Wissenschaften unerklärbar; denn mit der Sprache haben ja die Menschen alle Samen von Kenntnissen von Gott empfangen. Nichts ist also aus der menschlichen Seele; der Anfang jeder Kunst, Wissenschaft, und Kenntniß also ist immer unbegreiflich. Der menschliche läßt keinen Schritt thun ohne Aussichten, und ohne die fruchtbarsten Erklärungen in allen Theilen der Philosophie, in allen Gattungen und Vorträgen der Sprache. Der Verfasser hat einige hier geliefert, und kann deren vielleicht noch mehrere liefern, wenn ihm dazu eine nähere Veranlassung würde.

Wie würde er sich freuen, wenn er mit dieser Abhandlung eine Hypothese verdränge, die, von mehreren Seiten betrachtet, dem menschlichen Geist nur zum Nebel dienen kann, und dazu lange gedienet hat. Er hat eben deßwegen das Gebot der Akademie übertreten und keine Hypothese geliefert: denn was wäre es, wenn Eine Hypothese die andere auf= oder ihr gleich wöge? und wie pflegt man alles, was die Form einer Hypothese hat, zu betrachten? Er befliß sich lieber, „feste „Data aus der menschlichen Seele, aus „der menschlichen Organisation, aus dem

„Bau aller alten und wilden Sprachen, „endlich aus der ganzen Haushaltung „des menschlichen Geschlechts zu sam„meln," und seinen Satz so zu beweisen, wie eine philosophische Wahrheit bewiesen werden kann. Er glaubt also mit seinem Ungehorsam den Willen der Akademie eher erreicht zu haben, als er sich sonst vielleicht erreichen ließ.

II.

Zugaben über den Ursprung der Sprache.

1) Vorrede zu Lord Monboddo's, von E. A. Schmidt übersetztem, Werk über den Ursprung der Sprache. 1784.

2) Ueber Sprechen und Hören. Aus der Deutschen Monatschrift; Mai 1795.

1.

Vorrede

zu Lord Monboddo's Werk über den Ursprung der Sprache.

Da ich die Uebersetzung dieser Schrift veranlaßt habe, so dünkt es mir auch Pflicht, die Ursachen der Veranlassung und den Zweck anzuzeigen, den ich damit zu erreichen hoffte.

Der Verfasser des Buchs*) hat sich den Journalisten seiner Nation und leider sowohl den Metaphysikern als den Physikern und Schönschreibern übel empfohlen; den ersten, weil er auf die Philosophie des Locke, den zweiten, weil er auf das Ansehen Newtons kühne Angriffe gethan. Die modischen Schriftsteller endlich (genus irritabile vatum) hat er am meisten beleidigt, da er sich, eingenommen von der Regelmäßigkeit, Klarheit und Ründe der griechischen Schreibart, so entscheidend gegen den neuern Flitterputz erklärt hat, und wenigen Autoren das klassische Ansehen zugestehen will, in dessen Besitz sie sich durch die Stimme der Recensenten sicher glauben. Sie haben ihn also reichlich entgelten lassen, was er an ihnen verübte, und auch unter uns ist der Name Monboddo mehr oder minder durch einen Nachhall solcher Urtheile bekannt worden.

Indessen ist die deutsche Nation viel zu gleichgültig oder zu edel, als daß sie durch eine literari-

*) James Burnet of Monboddo, one of the Lords of the Court of Session in Scotland.

sche Kabale jenseit des Meers sich in ihrem Urtheil von einem Buch bestimmen ließe, das als Fremdling in ihre Sprache übertritt, und das Recht der Hospitalität begehret. Locke geht uns nicht weiter an, als so fern er der Wahrheit diente, und wir sind lange schon durch Leibnitz gewöhnt, auch schwache Seiten seiner Philosophie zu finden. Newton hat mit diesem übersetzten Werke nichts zu schaffen; denn was Monboddo gegen ihn hat, hat er in seinen ancient metaphysics*) ausgeschüttet; einem Buch, das ich noch nicht gelesen habe, und also weder zu verdammen, noch zu rechtfertigen wage. Was endlich seine Meinung über die Schreibart anlangt, die wir im Verfolg des Werks sehen werden, so glaube ich, daß sie mit dem Urtheil der besten Schriftsteller und Richter unsres Volks übereinstimmen, ja dieses sogar aus Gründen der alten und ächten Kritik neu unterstützen werde. Nichts ist ihm so verhaßt, als die bunte Schreibart; nichts ehret und liebet er mehr, als griechische Einfalt und Klarheit. Ueber den Bau der Sprache und des Perioden hat er mit und nach dem Dionysius von Halikarnaß gründlich und bündig gedacht, so daß, was er Verderbniß des Geschmacks nennet, ein Alter schwerlich anders nennen würde.

Von solchen Vorurtheilen hat also unser Philosoph in Deutschland nichts zu befürchten; vielmehr glaube ich, daß sein Buch bei unsrer Nation, deren Vorzug vor andern eine zwar kältere, aber desto ge-

*) Ancient Metaphysics, or the science of Universals Edinb. 1779.

rechtere Gleichmüthigkeit ist, gewinnen werde. Durch Uebersetzungen aus allen Sprachen sind wir auch an allerlei Vorstellungsarten gewöhnt, und in der Metaphysik haben wir, vielleicht auch unsrer kalten Besonnenheit wegen, wenigstens vor einiger Zeit so große Schritte gethan, daß, wie mich dünkt, eine Basis von festem Geschmack unter uns errichtet worden, für welche Monboddo eben ein Mann ist. — Ich darf also meine Meinung über diese Schrift frei sagen und sowohl ihr Vortreffliches, als ihre Mängel, wie solche mir wenigstens vorkommen, nicht verhehlen.

Der vornehmste Werth des Buchs scheint mir das gefaßte bündige Urtheil zu seyn, welches unsern Autor, in einer ihm angemessenen männlichen Schreibart, vor vielen Schriftstellern unsrer Zeit vortheilhaft auszeichnet. Man siehet und fühlt, daß er, vom Mark der Alten genährt, sich von keinem süßen Naschwerk verführen lasse, und dieses dreist verschmähe. Seine Philosophie ist zwar hie und da mit einiger Aristotelischen Scrupulosität verwebet, übrigens aber bestimmt, gründlich, viel umfassend und edel; denn er bleibt nicht bei'm Stagiriten, sondern hat auch Plato und die Reste der Pythagoräer genutzet, ja in einigen Stellen gut erläutert. Sein Freund Harris, den er an mehreren Orten als ein Orakel lobet, und der auch unter uns durch seine vortrefflichen Gespräche*) theils schon bekannt ist, theils durch einen Auszug aus seinem

*) Jacob Harris Abhandlungen über Kunst, Musik, Dichtkunst und Glückseligkeit. Halle 1780.

Hermes und seinen kleinen philologischen Abhandlungen bekannt zu seyn verdiente — wahrscheinlich hat dieser beinahe zu eifrige Liebhaber der griechischen Philosophie ihn auch in diesen Geschmack gezogen; und es ist leicht zu erachten, daß, wer einmal in dieser Liebe ist, nicht von ihr los kann. Wer den Dianentempel zu Ephesus gesehen hat, der läßt die Tempelchen die auf dem Markte verkauft werden, gern dem Liebhaber.

Es kann also seyn, daß Monboddo für den neuern Geschmack nicht vielseitig genug denkt; genug aber, er denkt scharf, bündig und meistentheils richtig.

In allen drei Büchern dieses ersten Theils äußert sich dieser ächte philosophische Geist, vorzüglich aber im zweiten und dritten; daher ich wünschte, daß Leser, denen die Kapitel gegen Locke zu lang dünken, sie nebst einigen Anmerkungen überschlagen und sich an das halten möchten, was der Verfasser über die Bildung der Ideen, über die Natur des Menschen, über die Entstehung und Fortschritte der Gesellschaft und Sprache so angenehm als unterrichtend gesagt hat. Der Ursprung und Fortgang der Sprache, wie er ihn betrachtet, ist keine Spekulation über Grammatik, sondern eine Philosophie über den Menschen, und über die dunkeln Gründe, wie er das, was er jetzt ist, worden. Ich läugne daher nicht, daß ich nach der Geschichte des Menschen, auf die Monboddo irgendwo in diesem Buch Hoffnung gibt, sehr verlange, und überzeugt bin, daß sie vor dem in einzelnen Theilen vortrefflichen, im Ganzen aber sehr mittelmäßigen, Werke seines Lands-

mannes Home viel Vorzüge haben müßte. Der letzte ist reich an Thatsachen und den mancherlei Farben der Menschheit; seine Grundsätze sind aber schwach, und das, woran er alles hängt, ist gerade das Brechlichste im Buche. Monboddo ist mit sich selbst Eins, und hat seine Philosophie aus Zeiten, in denen man den Menschen noch reiner und entkleideter sah, als wir ihn jetzt sehen können und sehen mögen.

Vorzüglich, dünkt mich, ist unserm Verfasser der Hauptzweck seines Werks, die Untersuchung vom Ursprung und den Fortschritten der Sprache, gelungen; so daß ich ihm hierin, da ich ziemlich alles gelesen, was über diesen Gegenstand geschrieben ist, und selbst darüber geschrieben habe, willig die Palme reiche. Da er sich insonderheit an die unbestimmten Worte Natur, Kraft, Fähigkeit gehalten und sie scharf bestimmt hat: so ist diese Materie von ihm beinahe erschöpft, und ich glaube, man habe auch bei andern Dingen nur auf diesem Wege fortzugehen, um die Natur des Menschen in seinen verschiedenen Zuständen sehr genau zu treffen und zu entwickeln. Ein Gleiches ist's mit der Vergleichung mehrerer Sprachen. Es könnte noch eine Reihe andrer wilder und halbwilder dazugethan werden (und wahrscheinlich wird dieses geschehen, wenn das Studium der Menschengeschichte mehr emporkommt *); genug der Pfad ist gebahnt: die

*) Insonderheit wünschte ich, daß ein Philosoph in Monboddo's Denkart die Nachrichten von wilden Sprachen in des Abts Gili Storia Americana benutzte

Grundsätze unsres Autors und seines Freundes Harris dünken mir nicht nur die einzig wahren und festen, sondern auch seine ersten Versuche, mehrere Sprachen verschiedner Völker auf verschiednen Stufen der Kultur mit einander zu vergleichen, werden immer Vorarbeiten eines Meisters bleiben. Und so wäre einmal (gewiß noch nicht so bald) eine Philosophie des menschlichen Verstandes aus seinem eigenthümlichen Werk, den verschiednen Sprachen der Erde, möglich.

Ich würde dem Leser selbst vorgreifen, wenn ich ihm die einzelnen trefflichen Gedanken, Urtheile und Winke, die durch's Buch zerstreut sind, vorzählen wollte; der beste Reiz des Lesens ist, wenn man, wie auf einem einsamen Spaziergange, hier eine Blume, dort eine Frucht, hier eine angenehme Quelle antrifft, und am Ende auch selbst etwas auszujäten und zu bessern findet. Nöthiger scheint es mir, auf einige Eigenheiten des Buchs vorzubereiten, auf die ein Tadelsüchtiger um so eher fallen könnte, weil sie dem Auge nur gar zu blos liegen.

Zuerst hat der Verfasser*), aus Liebe fürs Alterthum, auf einige Erzählungen des Dionysius von den Unfühlbaren und andern Völkern zu sehr gebauet, ob sein System gleich dieser Induktion nicht nöthig gehabt hätte. Daß es wilde Völker in Afrika gebe, ist bekannt, und daß es vor ein paar tausend

---

und sodann zu den gebildetern Sprachen Asiens schritte, von denen in den neuern Jahren gleichfalls nähere Nachrichten bekannt worden sind.

*) Kap. 3. B. 2.

Jahren noch rohere gegeben habe, ist wahrscheinlich; daß aber diese Rohheit je so weit gegangen, daß eine wirkliche Menschennation völlig ohne Sprache gewesen sey, kann ich nicht glauben. Von den Fischessern sagt es Dionysius nicht; vielmehr was er von ihnen anführt, hat man bei mehrern Völkern der Erde gefunden, die, als man sie näher kennen lernte, völlige Menschen auch im Vermögen der Rede, Sinne und Triebe waren. Seine Hylophagen sind entweder von der nämlichen Art, oder gar ein Volk Affen gewesen, die man, wie es mehrmals geschehen ist, für wilde Menschen ansah: denn was der Grieche von ihnen anführt, ist der Lebensweise der Affen ziemlich ähnlich. Diodors Unempfindliche endlich halte ich für eine der Geschichten, deren Grundzüge wahr, aber übertrieben sind, wie wir in den alten, mittlern, ja selbst neuen Schriftstellern*) davon eine Menge finden. Afrika ist immer reich an Ungeheuern gewesen, aus keiner andern Ursache, als weil es am unbekanntesten war.

Ein Gleiches ist's mit den langgeschwänzten Menschen**) auf den Nikobar-Inseln, bei denen der Verfasser dem Ansehen Linné's zu sehr folgt. Es ist bekannt, daß dieser große Mann die Eigenheit hatte, einen Nacht- und Tagmenschen in sein System der Natur aufzunehmen, und daß er jenem zu

*) Man denke an die weiblichen Schürzen der Hottentotten, an die stummen Völker mit blutender Lippe, ja noch neuerlich an Commersons Zwerge auf Madagaskar; der Akephalen und so mancher anderer Ungeheuer des Plinius nicht zu gedenken.

**) Kap. 3. B. 3.

gut drei völlig verschiedne Wesen, den wilden Buschmann, den menschenähnlichsten Affen und die Albinos, einen Auswurf kranker Indianer, unter einen Namen brachte. Die unbestimmten Sagen und mancherlei Fabeln der Reisenden hatten ihn dazu verleitet; je bestimmter aber die Nachrichten worden sind, desto genauer sind diese drei Geschöpfe geschieden *). Der wilde Mensch ist ein Mensch, der Affe ein Affe, der Albinos ein ausgearteter Indier **) geblieben; und die geschwänzten Menschen auf Borneo, den Nikobar-Inseln u. s. f. haben sich verloren. Man kann hiernach also den Auszug aus Linné's Briefe, den der Verfasser (Kap. 3. B. 2.) mittheilt, ziemlich berichtigen. Nummer 5. ist ein Albinos oder Kackerlack; Nummer 2. 3. sind Affen; Nr. 4. ist unbestimmt, und Nr. 1. 6. sind Berichte der Reisenden, die noch Erläuterung oder Bestätigung bedürfen.

Diesem Irrthum lag ein andrer nahe, nämlich, daß Affe und Mensch Ein Geschlecht sey, daß der Orang-Utang mit seinem Stecken in der Hand eine dem Menschen ähnliche Vernunft beweise, und es

---

*) Tyson's philological essay concerning the pygmies, the cynocephali, the satyrs and sphynges of the ancients, wherein it will appear, that they were all either apes, or monkeys and not men, as formerly pretended, war eine der ersten fleißigen Abhandlungen zu Bestimmung dieses Unterschiedes, auf welche, insonderheit die Albinos betreffend, mehrere gefolgt sind, die hier anzuführen zu weitläufig wäre.

**) Oder Afrikaner; ja in den savoyschen Thälern sind einige erzeugt worden. Herausgeber.

ihm nur an einer weitern Ausbildung auch zur Rede fehle. Ich will mich hierüber nicht weitläuftig einlassen, da ich die Materie in einer andern Schrift*) auseinandergesetzt habe, sondern nur anführen, daß selbst die Anatomie dieser Meinung entgegen sey, und nach Campers Entdeckung**) der Affe, auch dem Organ nach, nicht zur Sprache geschickt sey. So trefflich unser Verfasser es in's Licht gesetzt hat, daß bei dem Menschen seine edelsten Vermögen erworbne Fertigkeiten sind, so ist's ein Mangel seines Buchs, daß er nicht zugleich bemerkte, wie einzig der Mensch die nächste Fähigkeit dazu theils in seiner Organisation theils in seiner Lebensweise von der Geburt an besitze, und daß also weder der Affe, noch irgend ein Thier der Erde in seiner Gestalt und Lebensart wahre menschliche Vernunft und Sprache je erhalten werde; vielleicht nicht aus wesentlicher Unvermögenheit ihrer Seele, sondern weil ihre gegenwärtige Organisation sie von uns scheidet. Auch den Biber rücket Monboddo, Büffon zufolge, viel zu weit hinauf, da er offenbar nur instinktmäßig bauet und in Gesellschaft lebet. Daß er zu bauen unterläßt, wenn er nicht zahlreich genug ist, hat er mit mehrern Thieren gemein, die zu ihrem Werk eine Anzahl von Mitgesellen bedürfen; denn auch wenige einzelne Bienen würden nicht bauen, zumal wenn ihnen die Königinn fehlte. Daß der Biber seine Wohnung im Kleinen verändert, hat

*) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1784.

**) Philosophical transact. P. I 1779.

er ebenfalls mit mehrern Thieren gemein; und selbst von den Bienen hat schon Swammerdamm bemerkt, daß ihnen nicht allemal die Zellen gleich gut gerathen. Diese Unterschiede sind aber nur kleine Lokal= und Zeitveränderungen, die von einer freiwilligen überdachten Veränderung, ihren Bau jetzt als einen Bau der Vernunft anzulegen, weit abstehen. Ein Gleiches ist's mit dem Thier am Dniester, das Polignac Baubacis nennt, und dessen Künste der Verfasser (Kap. 9. B. 2.) anführt. Wahrscheinlich ist's mus citellus Linn. und hat seine Künste mit mehrern Thieren dieser Gattung gemein, wie in vielen Beispielen gezeigt werden könnte.

Dieß alles sind Kleinigkeiten, die das Innere des Werks nicht treffen; was ich jetzt anführe, hat auf das System des Verfassers mehr Einfluß. Um nämlich die Erwerbung der menschlichen Fertigkeiten ganz darzustellen, und von unten herauf zu verfolgen, nimmt er ganz rohe, thierähnliche Menschen an, die lange zuerst ohne Sprache waren; wo und wann aber hat es solche gegeben? Die Geschichte kennet keine Nationen von Thiermenschen; denn auch die rohesten Menschenfresser haben Sprache. Sie lernen sie gerade wie wir, durch Tradition und Erziehung: der Pescherey wie der Engländer, der klatschende Hottentot, wie der sanftredende Grieche. Der Autor hat es auch gefühlt, wie schwer es sey, jedem wilden Volk die Erfindung seiner Sprache zu überlassen, und meint daher, daß einige gebildete Völker sie erfunden haben. Aber welche? und wie theilten diese nun den ungebildeten, die Jahr=

tausende lang sprachlos gelebt hatten, die Sprache mit? und zwar also mit, daß diese dennoch ihr eignes unvollkommenes Idiom voll Ausrufungen und langer Wörter bekamen, als ob sie sich dasselbe von Grund aus selbst gebildet hätten? Hier hat das System unsers Verfassers eine Lücke, auf die ich nur zeige, ohne sie ausfüllen zu wollen; es wird dazu anderswo der Ort seyn.

Ferner, wenn Monboddo den Aegyptern das große Lob der Spracherfindung gibt, so stehet ihm, wie mich dünkt, nicht nur die Geschichte, sondern selbst der Bau der Erde entgegen, nach welchem die Aegypter wenigstens in diesem Lande nicht anders, als ein spätes Volk sind. Und doch fand ihre Kultur gerade in diesem Lande die veranlassenden Ursachen; in einem andern wären die grobgebaueten Aegypter nie das geworden, was sie geworden sind. Die Reiche des höhern Asiens waren wahrscheinlich viel früher gebildet, wie theils ihre alten Sprachen zeigen, theils die Origines aller abstammenden Völker es beweisen. Monboddo selbst setzt das Vaterland der Menschen in jene höheren glücklichern Gegenden, und er getrauet sich nur nicht, diese Höhen zu besteigen, weil er seinem Griechenlande gern nahe bleiben wollte.

Und so will ich mich auch auf einige seiner Hypothesen von Abstammung verschiedner alten Sprachen nicht einlassen; es sind Winke und Rufe zu weiterer Nachspähung in einem großen dunkeln Walde.

Genug! Wenn die Philosophie des Autors und noch mehr seine Art zu philosophiren Platz gewinnt; wenn das Studium der Menschengeschichte, die grie-

chische Philosophie und Sprache den Jünglingen lieb wird, und man zu diesen lebendigen Quellen der Jugend des menschlichen Geistes wiederkehret; wenn endlich auch die Mängel dieses Buchs durch weitere Untersuchungen in unserm sprachgelehrten, philosophischen Vaterlande ersetzt und verbessert werden: so wäre der Zweck dieser Uebersetzung sattsam erreicht.

Weimar, den 29sten März 1784.

Herder.

2.

Ueber die Fähigkeit zu sprechen und zu hören.

Mehrmals war es mir fremde, daß wir Deutsche die Wichtigkeit dessen, was Sprache einer Nation ist, so sehr zu verkennen scheinen. Sobald von Sprache die Rede ist, glaubt der große Haufe, daß man von ihr als ein Grammatiker spreche. Sie als das Organ unsrer Vernunft und gesellschaftlichen Thätigkeit, als das Werkzeug jeder Kultur und Unterweisung, als das Band der Geselligkeit und guten Sitten, als das ächte Mobil zu Beförderung der Humanität in jeder Menschenklasse zu betrachten, davon sind wir weit entfernet.

Und doch lernen wir nur durch Sprache vernünftig denken, nur durch Sprache unsre Vernunft und Empfindungen, unsere Gesinnungen und

Erfahrungen andern mittheilen. Sprache ist das Band der Seelen, das Werkzeug der Erziehung, das Medium unsrer besten Vergnügungen, ja aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Sie verknüpft Eltern mit Kindern, Stände mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern, Freunde, Bürger, Genossen, Menschen. In allen diesen Fugen und Gelenken sie auszubilden, sie richtig anzuwenden — diese Aufgabe schließt viel in sich.

Hagedorn *) sagt: „wer frei darf denken, denket wohl;" sollte man nicht mit gleichem Rechte sagen: „wer richtig, rein, angemessen, kraftvoll, herzlich sprechen kann und darf, der kann nicht anders, als wohl denken." Ist die Sprache eines Menschen, einer menschlichen Gesellschaft, schleppend, hart, verworren, kraftlos, unbestimmt, ungebildet: so ist's gewiß auch der Geist dieser Menschen; denn sie denken ja nur in und mit der Sprache.

Wenn also Erziehung unsern Geist bilden soll, so lerne der Zögling sprechend denken. Seinen Lippen werde das Schloß entnommen, das ihm die Seele verschließt; sonst wird es ein Behältniß verworrener, roher, modernder Gedanken.

Hast thou no friend, to set thy mind abroad:
Good sense will stagnate. Thoughts shut up, want air,
And spoil, like bales unopen'd to the sun.

---

*) Haller. Der Herausgeb.

Had thought been all, sweet speech had been deny'd;
Speech thought's canal, speech thought's criterion too.
Thought in the mine, may come forth gold or dross;
When coin'd in word, we know its real worth.
If sterling, store it for thy future use,
'Twill buy thee benefit; perhaps renown.
Thought, too, deliver'd, is the more possest;
Teaching, we learn; and, giving, we retain
The births of intellect; when dumb, forgot.
Speech ventilates our intellectual fire;
Speech burnishes our mental magazine;
Brightens for ornament; and whets for use.
What numbers, sheath'd in erudition, lie
Plung'd to the hilts in venerable tomes,
And rusted in, who might have borne an edge
And play'd a sprightly beam, if born to speech;
If born blest heirs of half their mother's tongue!
'Tis thought's exchange, which, like th' alternate push
Of waves conflicting, breaks the learned scum,
And defecates the student's standing pool — *)

Und

---

*) Hast du keinen Freund, um deinem Geiste einen Ausfluß zu verschaffen: der gesunde Verstand wird ein stillstehen,

Und diese Erziehung geht durch's ganze Leben. Ein Volk, das gut spricht, das über jeden Gegenstand bestimmt, vernünftig, klar, überzeugend, oder überredend zu sprechen sucht, erwirbt sich eben damit

---

stehender Sumpf werden. Versperrte Gedanken müssen Luft haben, oder sie verderben, gleich den Waarenballen, die der Sonne nicht geöffnet sind. Wären Gedanken alles gewesen, so wäre uns die süße Rede versagt worden; die Rede, der Gedanken Kanal! die Rede, auch der Gedanken Kennzeichen! Gedanken, die noch in der Grube liegen, können als Gold oder als Schlacken ans Licht kommen; sobald sie in Worten geprägt erscheinen, so kennen wir erst ihren eigentlichen Werth. Sind sie ächt, so verwahre sie zu deinem künftigen Gebrauche; sie werden dir Vortheil, vielleicht auch Ruhm erkaufen. Ja, je mehr wir unsere Gedanken mittheilen, desto mehr besitzen wir sie; lehrend lernen wir; und, indem wir sie der Welt geben, behalten wir die Geburten unsers Verstandes; sind sie stumm, so werden sie vergessen. Durch die Rede wird das Feuer der Seele angefacht; durch die Rede wird die Rüstkammer des Geistes geschliffen; zur Zierde, blank geschliffen; und, zum Gebrauche, gewetzt. O welch eine Menge liegt in der Gelehrsamkeit und in ehrwürdigen Bänden, wie in ihrer Scheide, tief bis ans Heft versenkt und eingerostet, welche mit lebhaften Strahlen hätten blitzen und eine durchdringende Schärfe gewinnen können, wenn sie zur Rede wären geboren worden, wenn sie nur die halbe Beredsamkeit ihrer Mütter geerbt hätten! Gleich dem wechselnden Stoße kämpfender Wellen, bricht der Tausch der Gedanken den gelehrten Schaum, und reinigt den trägen Sumpf des grübelnden Philosophen. Youngs Klagen, zweite Nacht, nach Eberts Uebersetzung. S. 50. 51. erster Ausgabe.

einen großen Reichthum, einen behenden Gebrauch seiner Gedanken.

Um aber sprechen zu lernen, muß man hören können und hören dürfen. Viele Menschen verstehen diese Kunst zu hören gar nicht; manchen Völkern wird sie über gewisse Gegenstände nicht vergönnet: ihre Seelen müssen also von diesen Seiten ungeschliffen und ungelenk bleiben. Daher sehen wir allenthalben, daß Männer, in denen ein großer Trieb war, die Wahrheit von allen Seiten kennen zu lernen, auch auf abgelegnen Seiten den Umgang der Menschen suchten, die frei zu sprechen wagten. Sie mischten sich, erkannt oder unerkannt, in mancherlei Gesellschaften, und hörten. So gewann Swift, ein ungemeiner Geist, in Fällen, wo er ihn anwenden wollte, seinen hellen, überzeugenden Vortrag, seine seltene Volkssprache. Jeder Liebhaber der Eigenthümlichkeit menschlicher Gedanken ging auf diesem Wege; ja jeder Mensch, der wirklich und vielseitig gebildet werden will, kennet keinen andern. Die Stände, denen der Zutritt zu freisprechenden Menschen versagt ist, die solche nicht anhören können und anhören mögen, bleiben eingeschränkt in ihrem Gedankenkreise, ungewürfelt in ihrer Vorstellungsart; sie werden argwöhnisch, versteckt, tyrannisch, feige. Nur durch Sprache wird ein Volk, nur durch gemeinschaftliche Sprache werden Menschen humanisiret.

Was mich auf diese Gedanken gebracht hat, ist das Manuscript einer Reise durch Deutschland, die ein Ausländer, ohne politische Partheisucht, bloß zu

dem Zwecke unternommen hatte, um zu erfahren, wie man in Deutschland sprach und hörte. Ich würde sie nach der Analogie des einst so beliebten Espion Turc den Sprach- und Hörforscher nennen; darf aber nichts Einzelnes daraus mittheilen. Der menschenfreundliche Reisende fand Gegenden, wo man besser sprach, weil man sprechen durfte, weil man ohne Groll zu hören wußte; andere, über welchen ein fürchterliches Mißtrauen, eine taubstumme Verschlossenheit der Gedanken ihre schwarzen Flügel schlug, und eine wortscheue, zaghafte, gleichsam stotternde Denkart herrschte. Von beiden zeichnet er die Folgen. Wie Gegenden, so unterschieden sich Stände; und auch hier waren die Folgen augenscheinlich. „Menschen," sagt er, „die sich einander nicht mittheilen dürfen, denen die Sprache selbst einen Zwang, ein Ceremoniel auflegt, daß die freie Wahrheit, sie, die nicht anders als unmittelbar von Seele zu Seele, von Herz zum Herzen sprechen will und kann, immer Umwege nehmen und unter niedrigen Schlagbäumen durchkriechen muß, Menschen, denen beruf- und standesmäßig ein Schloß am Munde hängt, oder gar die Zunge am Gaumen klebt — sie kennen keine andere, als eine sinesische Etiquett-Wahrheit. Die Folgen hievon sowohl für den, der nicht sprechen darf, als der nicht hören kann, zeigt mein philosophischer Reisender in Beispielen, und kömmt auf den einfachen Satz zurück: „Wer mit dem andern oder gar für ihn wirken soll, muß wohl auch mit ihm sprechen dürfen."

„Woher kommt's, sagt er, daß eine nachbarliche

Nation zu der Schnelligkeit von Gedanken, zu der Gewandtheit gelangt ist, die sie, obgleich jetzt in übler Anwendung, dennoch unbestritten auszeichnet? Unter andern auch, weil sie sich ihre Sprache leicht gemacht, und aus ihr, bereits in ihren schönsten Zeiten, manche Ungereimtheiten des Ceremoniels hinweggeschafft hat; unter andern auch, weil sie viel spricht, über allerlei Dinge spricht, und über jedes bestimmt, hell, anständig und rein zu sprechen sich befleißigt; unter andern auch, weil sich die Menschen in ihr leichter, geselliger mischten, einer vom andern Ideen anzunehmen nicht verschmähte, wodurch denn mehrere Gedanken in schnelleren, vielfachen Umlauf kamen, und kein Stand barbarisch bleiben mußte. Welche Nation, fährt er fort, hat so viel angenehme und unterrichtende Mémoires, als die, von der ich rede? Menschen in allen Ständen, und in wie frühen Zeiten haben sie geschrieben! Dagegen fragte ich nach deutschen Denkwürdigkeiten einzelner berühmter Männer; und außer einigen ehrlichen Reiternachrichten, außer den Tagebüchern armer Wallfahrter nach dem heiligen Lande wußte man mir aus ältern Zeiten beinahe nichts zu zeigen. Aus allem schloß ich, daß den Deutschen von jeher das Sprechen schwer gefallen seyn mußte."

So mein Autor. Wie also? wenn wir oft, viel, dazu öffentlich, im freien Umgange, wo auf Rede Gegenrede folgt und ein Wort des andern werth ist, und allenthalben mit Lust sprächen — würden wir nicht auch leichter schreiben lernen*)? Unsre Bü-

*) Ein großes Hinderniß ist die Departementaleinrich-

cher, dünkt mich, würden Abdrücke des gesunden Verstandes, der im Leben herrscht, Vorträge im Ton guter Gesellschaft werden; da jetzt zuweilen die durchdachtesten, witzigsten, sinn- und mühevollsten deutschen Schriften sich weder lesen noch hören lassen. Sie ermüden; unser Athem reicht zu ihren Perioden, unser Ohr zu ihren Vorstellungen nicht hin; oder der Autor wagte gar zu schreiben, was er in einer anständigen Gesellschaft also zu sagen sich schwerlich getrauet hätte, und so macht er seinen Vorleser verstummen und erröthen. Vielleicht schrieben wir auch weniger, wenn wir mehr sprächen; andre wenigstens hülfen uns sodann denken und schreiben, indem wir von, mit und an ihnen im mündlichen Gespräch lernten. Kurz, es ist wahr, was abermals Young sagt:

In contemplation is thy proud resource?
'Tis poor as proud, by converse unsustain'd.
Rude thought runs wild in contemplation's field;
Converse, the menage, breaks it to the bit
Of due restraint; and emulation's spur
Gives graceful energy, by rivals aw'd.
'Tis converse qualifies for solitude;
As exercice for salutary rest.

---

tung, wodurch alles auf unermeßliche Schreiberei gekommen ist, wobei kein lebendiges Wort der Untersuchung gewechselt wird.

Der Herausgeber.

By that untutor'd, contemplation raves;
And nature's fool by wisdom's is undone. *)

Andrer Wohlthaten, die aus gesellschaftlicher Rede entspringen, nicht zu gedenken:

Joy is an import! Joy is an exchange;
Joy flies monopolists; it calls for two;
Rich fruit! Heav'n-planted! never pluckt by one.
Needfull auxiliars are our friends, to give
To social man true relish of himself.
Full on ourselves descending in a line
Pleasure's bright beam, is feeble in delight;
Delight intense is taken by rebound;
Reverberated pleasures fire the breast. **)

---

*) Sucht er seine stolze Zuflucht im stillen Tiefsinn? O dieser ist ja eben so arm, als stolz, wenn er durch den Umgang nicht unterhalten wird. Der rohe Gedanke rennt im Felde der Betrachtung wild umher; des Umgangs Schule bändigt ihn erst, und gewöhnt ihn, das Gebiß des gehörigen Zwangs zu leiden; und der Sporn der Nacheiferung gibt ihm ein anständiges Feuer, welches durch Nebenbuhler in Scheu erhalten wird. Der Umgang macht uns zur Einsamkeit geschickt, so wie uns die Bewegung zur heilsamen Ruhe bereitet. Ohne des Umgangs Unterricht raset der Tiefsinn, wie ein Wahnwitziger, der sich Kaiser im Monde zu seyn dünkt, oder verhungert wie ein Bettler, und der Thor der Natur wird vom Thoren der Weisheit verdunkelt. S. 51. 52.

**) Die Freude ist ein eingeführtes Gut; die Freude ist

Wünschten Sie nicht auch, daß mein Autor seine Sprach- und Hörreise öffentlich machte?

---

ein Tausch, kein Monopolium: sie will von zweien gesucht seyn; eine reiche Frucht! vom Himmel gepflanzt! und nimmer von Einem gesammelt. Unsere Freunde sind unentbehrliche Gehülfen, um dem geselligen Menschen einen wahren Geschmack an ihm selbst beizubringen. Wenn der helle Strahl der Lust in einer Linie gerade auf uns herabfällt, so ist er schwach an Vergnügen; ein starkes Vergnügen wird durch den Wiederstrahl empfangen; zurückgeworfne Freuden entzünden die Brust. S. 52. 53.

Herder.

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Johann Gottfried von Herders sämmtliche Werke zur Philosophie und Geschichte

Bd.: 2

Stuttgart ; Tübingen 1827

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 180-1,2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341763-6